



Leseprobe

Giles Kristian

Lancelot

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 10. Januar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Bestseller aus England: »Eine grandiose Neuerzählung der Artus-Legende« The Times

Die Zukunft Britanniens liegt im Dunkeln. Die Herrschaft der Römer ist nur noch eine blasse Erinnerung. Doch das Land ist zerrüttet, und die Zeit des Großkönigs Uther Pendragon neigt sich dem Ende entgegen. Fernab von den Zentren der Macht, auf einer kleinen Insel im tosenden Meer, wächst ein Junge auf, dessen Geschicke mit denen des Landes auf schicksalhafte Weise verknüpft sind. Ein grausamer Verrat machte ihn zum Waisen. Er ist mittellos, doch große Lehrmeister teilen ihr Wissen mit ihm. Er ist geschickt, und weiß mit Tieren umzugehen. Seine unverbrüchliche Treue zu einem neuen König wird dem Land Hoffnung schenken. Seine Liebe zu einer mächtigen Frau wird es spalten. Dies ist die Geschichte von Lancelot.



Autor

Giles Kristian

Seine norwegische Herkunft und die Werke von Bernard Cornwell inspirierten Giles Kristian dazu, historische Romane zu schreiben. Um seine ersten Bücher finanzieren zu können, arbeitete er unter anderem als Werbetexter, Sänger und Schauspieler. Mittlerweile ist er Bestseller-Autor und kann sich ganz dem Schreiben widmen. Mehr Informationen zum Autor finden Sie unter www.gileskristian.com

GILES
KRISTIAN

LANCELOT

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT
VON JULIAN HAEFS

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Für meinen Vater Alan James Upton (1946-2016),
der mir in seinen letzten Wochen gezeigt hat, was Mut ist.*

PROLOG

Ich verfolge sie. Unerbittlich. Jede Wende, jeden Haken, durch die herben Rauchfabnen zahlloser Gehöfte. Über gewölbte Hügelgräber und glitzernde Bäche. Zwischen Heuschobern, uralten Eichen und Steinsetzungen hindurch, die Heidelerbe als wogend brauner Schimmer eine Krallenlänge voraus. Ein Aufblitzen ihres weißen Halses. Die schwarz-weiß gefleckten Schwungfedern. Ihr Gesang ist verstummt. Ich kann ihre Furcht im Wind schmecken.

Ich erreiche sie nicht. Eine Rolle. Eine Drehung. Wir erheben uns zu den Göttern, fallen der Landschaft entgegen. Verweben Erde und Himmel. Ich ergötze mich an der Jagd, und mehr noch an der Aussicht. Mein scharfer Blick zum Bersten gefüllt mit allen Schätzen der Welt.

Ich bremse ab, schere aus dem Windschatten der Lerche aus. Nicht das Murmeln des nahen Ozeans lockt mich, sondern das vieler Menschen. Ich lasse mich auf dem astfreien Baum nieder. Auf dem verzierten Stamm, dessen Taille ein Gürtel aus eisernen Ketten ziert. Ich rieche den schwärenden Nebel des Atems der Menge. Er wärmt meine Federn in der dünnen Morgenluft. Ich beobachte. Und fühle. Mehr, als ein einfacher Vogel fühlen sollte. Trauer, die wie ein Schleier über der Versammlung liegt. Furcht. Verunsicherung und Reue.

Das Gemurmel schwillt an, rollt wie eine Welle über die Häupter der Menge, verebbt wieder. Speerträger kommen und treiben die Menschen auseinander, vor Angst und Pflichtbewusstsein unbeholfen. Zwischen ihnen eine Frau. Sie steht ebenso gerade wie die Speere der Männer, doch ungleich

nobler. Ihr Haar schwarz wie die Schwingen einer Kräbe. Blau wie die Deckflügel eines Käfers. Kupfern wie das Laub der Buche am Wendepunkt der Jahreszeiten. Und noch immer gebietet sie über solche Schönheit, dass die Luft des frühen Tages in dreihundert Brustkörbe zugleich gesogen wird, Funken aus der Esse gleich, die in den Rauchfang strömen.

Wie Schlangen recken sich ihr die Arme entgegen, Hände packen zu, wollen ihr rostbraunes Kleid zu fassen kriegen. Männer und Frauen, dicht gedrängt, hungern nach einer Berührung, als sie vorübergeht. Alles lechzt danach, an ihrem Schicksal teilzuhaben. Dürstet nach einem Quäntchen ihrer Macht. Fürchtet ihre Kunst.

Mit der Erinnerung an die Lerche schwindet auch mein Hunger. Ein boshafter Knabe sieht mich und wirft einen Stein, ich erbebe mich vom Brandpfahl. Meine spitzen Schwingen schlagen schneller als Gedanken. Ich schwebe im auffrischenden Wind und betrachte noch immer die Frau, die hin und wieder unsanft gezogen wird, wie eine unwillige Stute auf dem Weg zu ihrem Beschäler.

Der Mann mit der Tonsur spricht jetzt, aber meine Obren sind nicht meine Augen, und seine Worte nicht mehr als das Schnattern einer Gans. Sie ziehen die strauchelnde Frau auf die Bündel aus Stöcken und Reisig, legen ihr die kalte Eisenkette um die Hüften, vermählen sie mit dem Pflock. Nur ihr Blick und ihre Haltung zeugen noch von Gegenwehr. Stolz und Scham scheinen ihr einziger Zauber zu sein, was auch immer der Mann mit der Tonsur sagen mag, der die Arme hoch erhoben hat und nach dem Himmel zu greifen sucht.

Und über all dem schwebe ich, ein zitternder Ball aus reiner Kraft, gespannt wie ein Jagdbogen. Hoffentlich erspähe ich jetzt weder Lerche noch Schwarzkehlchen, weder Fink noch Baumpieper, denn meine Herrschaft über den Instinkt dieses Tieres ist flüchtig wie Morgentau; schon im nächsten Moment mag ich nach Westen ausscheren, um die nächste Beute bis ans Ende der Welt zu jagen.

Flammen lodern auf. Hell genug, dass meine Augen schmerzen. Mit Pechgestank erblühen sie aus der Spitze eines groben Stocks. Der Mann, in dessen Hand diese Fackel ruht, tritt vor, die Augen starr auf den Boden gerichtet, als fürchte er den Blick der Frau. Und daran tut er gut. Fürchtet zu Recht diese blaugrünen Augen, welche die Seelen der Männer erblickt haben, wie die Augen des Falken die Welt erblicken: bis ins kleinste, feinste Detail.

Wie erstarrt steht er da, dieser flammentragende Mann. Still und steif wie der Pfahl, dem sich zu nähern es ihm an Mut fehlt. Vielleicht fürchtet er nur die Frau. Vielleicht fürchtet er auch die Menge, die wie ein einziger gebaltener Atemzug lauert. Sie wollen Feuer, und wollen es doch nicht.

Jetzt naht der goldene Mann, dessen Schuppen trotz des stumpfen Tages hell glitzern. Und wie die Leute die Frau bedrängt haben, weichen sie nun vor ihm zurück. Sie schlagen die Augen nieder, ich aber halte den Blick und sehe zu, wie er der Hand des anderen die Fackel entreißt. Sein blasses Gesicht hat die Farbe erkalteter Asche im Herd.

Mit einer Stimme wie Schmerz ruft er der Menge zu, durchmisst mit ausladenden Schritten den Schlamm und trägt die Flamme vorwärts, ein feuriges Geschenk für jenes Gebilde, das ohne es nicht sein kann.

Dann aber hält er inne. Steht allein in einem Meer von Seelen. Fürchtet sich nicht, die Frau anzusehen. Ihre Blicke liegen jetzt ineinander. Wie Klauen verbakt. Wie Wurzeln verschlungen.

Irgendwo kreischt ein Weib. Mehr und mehr Schreie werden auf bass-erfülltem Atem emporgetragen, und der goldene Mann reckt die windumtoste Fackel. Er wappnet sich und gebt, erfüllt von neuer Entschlossenheit, die letzten drei Schritte.

Die Tränen der Frau benetzen das getrocknete Holz. Sie wendet ihr Gesicht ab, blickt über die Menge hinweg. Sieht jenseits ihrer Häupter durch den großen Schleier, der dieses Leben vom nächsten trennt. Die Flamme züngelt ins Stroh, das zwischen die Reisigbündel geschoben steckt.

Ein Prasseln. Ein Keuchen all jener, die gekommen sind, um beizuwohnen. Die erste übel riechende Ranke schmutzig gelben Rauches erhebt sich, und ein plötzlicher Windstoß hüllt mich in ihren verkohlten Gestank. Zu viel für ein Geschöpf des unbefleckten Himmels. Ich schraube mich nach oben, fort von dem verschlingenden Hass und der Furcht. Lasse mich vom Wind hinab ins Tal reißen.

1

FEUER IN DER NACHT

Ich erinnere mich noch immer an den Geruch meines Vaters: Leder und Stahl. Das Wollfett in seinem Mantel, seiner Hose und auf den Klingen, das zwar wasserabweisend war, dafür aber nach Schaf stank. Das süße Heu im Stall und der alte Schweiß in den Satteldecken. Auch sein eigener Schweiß und sein herber, männlicher Geruch. Und manchmal auch der erschreckende Gestank in seinem Atem, die säuerliche Note von zu viel Bier und Wein.

An sein Gesicht kann ich mich kaum noch erinnern. Vielleicht will ich es auch nicht. Aber an seinen Geruch erinnere ich mich. Ich muss nur daran denken, und sofort bin ich wieder ein kleiner Junge.

Ich erinnere mich auch an seine Berührung, aber nur, weil sie so ungewohnt, so selten war. Die mächtige Hand, die mir das Haar zerzaust und es in Büscheln abstehen lässt. Der Granit seiner Brust in meinem Rücken, als er mir das erste Mal half, den Bogen zu spannen. Der herbe Geruch seines weichen Bartes, als er mir eines Abends am Herdfeuer zuflüsterte, meine Mutter sei die schönste Frau in ganz Benoit.

Weniger selten das Gefühl der scharfen, steinharten Fingerknöchel auf meiner Wange, die mein Ohr für den ganzen nächsten Tag taub und heiß zurückließen. Der Biss seines

Gürtels, wenn ich sein Missfallen erregt hatte. Oder jemand anders. Der eiserne Griff seiner großen Hände um meinen Arm, das wilde Schütteln, das mein Hirn im Schädel erzittern ließ, und die tobende Gischt seiner wütenden Schreie in meinem Gesicht.

Seltsamerweise erinnere ich mich selbst im Chaos dieser einen Nacht sehr deutlich an das Gefühl seiner Hand. Seine raue Haut, die meine fest umklammerte. Eine breite, schwierige Zwinge, mit der er mich durch wabernden Qualm und flammenbefleckte Dunkelheit zerrte, denn unsere Feinde waren gekommen.

Ich war im Stall gewesen und hatte Malo gestriegelt, meines Vaters Hengst, der in solch finsterner Stimmung war, dass sich ihm außer mir niemand, nicht einmal Govran, nähern wollte. In jenem Winter war viel Schnee gefallen, der bis weit in den Frühling liegen blieb. Ein weißer Pelz über ganz Benoic, der die Menschen an ihren Herdfeuern, Vieh und Pferde in den Ställen hielt. Besonders einen Fürsten der Tiere und Liebling der Pferddegöttin Rhiannon brachte man nicht in Gefahr, indem man ihn ohne triftigen Grund einem Ritt bei Schnee aussetzte. Was Malo natürlich nicht einsah. Er maß fünfzehn Handbreit bis zum Widerrist und war hispanischer Abkunft – behauptete zumindest Govran. Malo war stark und schnell, herablassend und gefährlich. Heißes Blut in einem kalten Land. Und er langweilte sich. War frustriert von schierer Bewegungslosigkeit. Machte die Welt und die Götter und alle Menschen dafür verantwortlich, nur mich nicht.

Wie alle rassigen Hengste schien Malo der Ansicht, der beste Ersatz für Auslauf sei ein anständiger Kampf. »Der miese Teufel hat mir fast den Arm abgebissen, als ich ihm mit

der Bürste zu Leibe rücken wollte«, hatte Govran noch auf der Türschwelle gesagt und sich dabei große Schneeklumpen von den Stiefeln geklopft, die auf den Grasmatten zu schmelzen begannen.

Govran war der erfahrene Stallmeister meines Vaters und liebte die Pferde mehr als die Menschen, seine Frau Klervi eingeschlossen, die diesen Umstand oft genug zur Sprache brachte – und von Govran nie ein Widerwort hörte.

»Dann hat er Erwan glatt auf den Arsch geworfen, als der seinen Huf nach Fäule untersuchen wollte«, fauchte Govran und blies sich in die kalten Hände. »Wir sollten den schwarzen Teufel freilassen und zusehen, wie er wutschnaubend übers Dach der Welt galoppiert und eine Fährte aus Feuer hinter sich lässt.« Er sah erst meine Mutter, dann meinen Vater an. Mich sah er nicht an. »Wenn der Teufel gestriegelt werden soll, musst du den Jungen schicken.«

Es gab nicht viele Leute, die so mit meinem Vater reden konnten. Govran schon. Sie waren Waffenbrüder gewesen, lange bevor mein Vater König wurde.

»Spricht nicht gerade für dich, Govran«, gab mein Vater zurück. Und das tat es wirklich nicht, denn ich war noch keine neun Jahre alt. »Sollte ich mich nach einem neuen Stallmeister umsehen?«

»Lieber nach einem neuen Pferd«, zischte meine Mutter.

Govran murmelte etwas, das zu seinem Glück vom Knacken der Kiefernscheite im Herdfeuer übertönt wurde. Der Vorrat an trocken gelagertem Holz war längst aufgebraucht.

Draußen frischte der Wind hörbar auf, was die Stimmung im Stall kaum verbessern würde. »Mich wird er nicht beißen, Vater«, sagte ich. Und war mir meiner Sache beinahe sicher.

Die Mundwinkel meiner Mutter beugten sich schwer wie ein schneebedecktes Strohdach. »Das Biest könnte dem Jungen mit einem Biss den Kopf abreißen und am Stück verschlucken«, sagte sie.

»Mich beißt er, weil er ab und zu vergisst, wo es langgeht«, sagte Govran, der sich noch immer die Hände warm rubbelte. »Zwischendurch glaubt er offenbar, er ist der Herr und ich der Diener, und will mir die Grenzen aufzeigen. Mistvieh.« Er hob sein Kinn in meine Richtung. »Der Junge ist für ihn keine Bedrohung.«

»Jungen werden nicht zu Männern, wenn sie nur an ihrer Mütter Rockschöße hängen«, polterte mein Vater, setzte den Tonkrug an die Lippen und nahm einen tiefen Zug.

»Jungen werden auch nicht zu Männern, indem sie sich von schlecht gelaunten Nutztieren den Kopf abbeißen lassen«, sagte meine Mutter.

Kein Lächeln. Nur Herdfeuer und Lampenflackern, Rauch und stickige Luft. Wir alle konnten den Frühling kaum erwarten.

Gemurmel und eine schnelle Handbewegung meines Vaters. Mehr brauchte es nicht, schon war ich zur Tür hinaus – ich hatte nicht einmal eine Hornlaterne mitgenommen –, stapfte durch den knirschenden Schnee und erreichte Malos erleuchteten Stall. Drinnen war es warm, die Luft erfüllt von seinem herben Geruch und schwanger mit süßlichem Atem, der rhythmisch wie aus einem Blasebalg in dichten Schwaden verströmte und so den Zorn zu entfachen schien, der alle anderen Menschen vertrieben hatte.

»Hier bin ich«, sagte ich. »Hier bin ich.« Leise und sanft wie Neuschnee auf alter Schneedecke. Erst schnaubte er nur voll Verachtung, sehr wohl wissend, dass die Männer das Feld

geräumt und einen Jungen hergeschickt hatten. Er verachtete sie für diese feige Tat. Ich aber ließ ihn ausgiebig meine Hände beschnuppern und flüsterte ihm zu, er könne mich gern beißen, falls es ihm danach besser gehe. Und als er es unterließ, kletterte ich auf den Schemel des Hufschmieds, vergrub die Nase in Malos dichter Mähne, atmete seinen Duft und raunte ihm zu, dass wir Freunde seien und der Rest der Welt zur Hölle fahren könne. Dann machten wir uns ans Werk: Ich widmete mich seinem rabenschwarzen Fell, das von Stroh und Staub und Dreck befreit werden musste, er sich dem Versuch, von seinem Hass abzulassen.

Die Stuten und Fohlen und anderen Hengste im Stall waren unruhig. Pferde fürchten sich vor dem Zischen des Windes, weil sie Schlangen fürchten. Es steckt tief in ihnen, wird von Vater an Fohlen weitergegeben. So hatte es einmal ein Fremdländer Govran erklärt, der es mir erzählte. »Wenn du mich fragst, fürchten sie sich eher vor all den Geräuschen, die sie wegen des Windes nicht mehr hören können, zum Beispiel vor dem Wolfsrudel auf der Jagd«, hatte Govran hinzugefügt, was für einen kleinen Jungen wesentlich glaubhafter klang, einen Jungen, der davon überzeugt war, ein Fürst wie Malo würde auf keinen Fall die Strömungen und Gezeiten des Himmels mit einem Tier verwechseln, das auf dem Bauch herumkriecht.

Wenn ich nicht zu sehr trödelte, würde ich nach Malo noch drei oder vier andere Pferde striegeln. Aber ihn liebte ich am meisten, und solange ich bei ihm im Stall stand, war die Außenwelt für mich wie Rauch, der über dem Abzug verweht. Nur Malo und ich und die Bürste aus Schweineborsten. Vom Kopf über den Hals zur Brust, dann den Widerrist, die Vorderbeine bis hinunter zu den Knien und sogar den Hufen. Nur hin und

wieder kurz die Bürste durch den Kamm aus Hirschhorn ziehen, um ihn vom gesammelten Schmutz zu befreien.

Dann den langen Rücken entlang, die Flanken, den Unterleib, die Kruppe und schließlich die Hinterbeine bis hinab zu den Hufen. Jeder Bürstenstrich lockte das hauteigene Öl an die Oberfläche, bis sein ganzer Leib wie poliertes Ebenholz glänzte. Und schließlich mit dem Kamm an Mähne und Schweif, sachte wie ein Gedanke, der Lauf des Halbmonds über den Himmel gänzlich vergessen, bis sein langes Haar in den Windstößen, die sich zwischen den Stämmen der Stallwände hindurchzwängten, wie Seide floss.

Selbst Malos Groll währte nicht lange. Nicht bei mir. Als ich mein Werk vollbracht hatte, war die Empörung in seinem Blick funkelndem Stolz gewichen. Da stand er, schnaubend und hochmütig, und machte seinem Namen alle Ehre, welcher glänzende Geisel bedeutete, denn einst hatte er einem Feind meines Vaters gehört. Als ich noch an der Mutterbrust hing, war er zusammen mit anderen Schätzen bei einem Raubzug erbeutet worden, und mein Vater hatte ihn zu sehr ins Herz geschlossen, um ihn hinterher mitsamt den anderen Schätzen zurückzukaufen.

»Pferde können genauso eitel sein wie jeder Krieger«, hatte Govran gesagt. Malo war eitler als sämtliche Männer meines Vaters. Trotzdem mochte ich ihn, und er mochte mich. Er hat mich nicht einmal gebissen. Nie.

Das erste Anzeichen des nächtlichen Überfalls, der mein Leben für immer verändern sollte, war ein Schrei.



Mit dem Pfllegetuch in der Hand stand ich da, war schon fast fertig, strich nur noch Staubreste und die Rückstände der weichen Bürste aus seinem Fell, dann wischte ich vorsichtig um Malos Augen und Ohren herum, an die er keine Borsten ließ. Ich war ganz in die Arbeit vertieft und genoss das schillernd schwarze Fell genauso selbstvergessen, wie auch die Recken meines Vaters mit viel Sorgfalt neuen Glanz in ihre Helme und Klingen und Scheiden und das Leder ihrer Schwertgürtel polierten. Weshalb ich in der duftenden Oase des Stalls den schrillen Ton des Hornrufs im Wind zuerst nicht vernahm. Malo musste mich darauf aufmerksam machen. Er schnaubte, schlug mit den Ohren und hob den Kopf, siebte Schreie und das plärrende Kriegshorn aus dem Klagelied des Windes.

Im gleichen Augenblick roch ich den Qualm und wusste, dass unsere Feinde gekommen waren. Wieder erklang das Horn, und ich rannte hinaus in die Nacht, die jetzt wie Kupfer und Bronze leuchtete, denn sie hatten Kornspeicher und Schmiede bereits in Brand gesteckt. Die Kühe im Viehstall muhten angst-erfüllt, schemenhaft rannten Gestalten durch den Schnee. Ich sah den Widerschein des Feuers in Klingen und Helmen und stand wie durch bösen Zauber gefroren da.

»Junge! Lauf, Junge! Zu deinem Vater!« Da war Gwenhael, der mit gezogenem Schwert durch den glühenden Mantel der Nacht herbeistürzte, die Augen wild von Bier, sein Atem eine Nebelfahne. »Los, Junge!«, brüllte er mich an und drehte seine fellbedeckte Masse einem Krieger zu, der mit einem Speiß nach ihm stieß. Gwenhael parierte den Angriff und versenkte sein Schwert im Bauch des Manns, aber schon kamen drei weitere Kämpfer näher, umringten ihn wie Wölfe den Bären, und Gwenhael reckte die dampfende Klinge in den Nachthimmel

und grölte seinen Schlachtruf. Ich musste mitansehen, wie er in einer Flut von Schwertern und Verwünschungen unterging. Da erst rannte ich los.

Allerdings nicht in Richtung Haus und Vater. Ich rannte dicht am Stall entlang, auch wenn mich das Wiehern und Kreischen der Pferde fast genauso entsetzte wie Gwenhaels Tod, und überquerte direkt vor der Scheune den Platz, flink wie ein Hase über den vom Feuer gebräunten Schnee. Schon seit der Zeit, als König Peredurs Hintern noch den Eichenthron von Benoic gewärmt hatte, war die ehemalige Räucherzimmer das Reich von Hoel und seinen Greifvögeln, und nie war seine Tür verschlossen gewesen. Sie war es auch jetzt nicht, und ich stürmte mit solchem Getöse hinein, dass alle Vögel kreischten, mit den Flügeln schlugen und in wilder Erregung an ihren Fesseln rissen.

»Wer ist gekommen, Junge?«, krächzte Hoel. Einzig seine Neugier hielt die Hand mit dem Lederriemen zurück, der mich sonst für das Erschrecken der Vögel gebissen hätte. Was der alte Falkner allerdings glaubte, mit dem Riemen gegen die Männer ausrichten zu können, die meines Vaters Krieger töteten? Ich weiß es nicht. »Na? Raus mit der Sprache, Bursche! Wer tötet da wen?«

»Es sind Claudas' Männer«, sagte ich, denn ich wusste es, auch ohne das Hirschbanner des Königs des Ödlands oder gar Claudas selbst in der flammenddurchzüngelten Nacht erspäht zu haben. »Sie haben Gwenhael getötet«, gab ich zu, was mich aus unerfindlichen Gründen beschämte.

Hoels Rachen entwich ein Geräusch, das ich trotz der kreischenden Greifvögel ringsum hören konnte. Der Gerfalk meines Vaters hinter ihm war ein Bündel weißer Wut, das ver-

suchte, seiner Stange zu entkommen. Sein schrilles Kee-Errk, Kee-Errk durchbohrte das modrige Dämmerlicht, die Kerzen flackerten im Stoß seiner großen Schwingen.

»Was in Taranis' Namen machst du dann hier, Bursche?«, fragte Hoel und legte den Kopf in Nachahmung seiner Schützlinge schief, um mich mit seinem einen Auge zu fixieren. Das andere ruhte wie geklumpfte Sahne in einem Gefäß aus Falten und Narben, nachdem es vor langer Zeit den Krallen eines stürmischen Tieres erlegen war. Eine schreckliche Wunde für einen Jungen meines Alters, sie ansehen zu müssen, viel schrecklicher wohl für den Jungen, der er gewesen war, sie zu erleiden. Dennoch war der einäugige Lehrling zum Meister geworden und ich an den schlimmen Anblick längst gewöhnt.

Ich betrachtete Hoels Rücken, während mich die Windböen aus der halb geöffneten Tür, wo er stand und nach draußen spähte, in den vertrauten Geruch seines Schweißes hüllten. Tatsächlich mochte ich den alten Falkner lieber als meinen Vater, und Hoel wusste es und fühlte sich schuldig. Außerdem wusste er, dass meine Zuneigung zu ihm und seinen Vögeln meinen Tod bedeuten konnte.

Er wandte sich um und starrte mich an. Sein gutes Auge sagte mir, dass er draußen in der lodernden Dunkelheit etwas Entsetzliches erblickt hatte.

»Deine Mutter muss außer sich sein, Junge. Raus mit dir! Bevor es zu spät ist.«

»Wir gehen gemeinsam«, sagte ich und hörte einen Schrei, der vielleicht von einer Füchsin gestammt haben könnte, auch wenn ich wusste, dass dem nicht so war.

»Sei kein Narr«, sagte Hoel und machte einen Satz auf mich zu, als wollte er mich mit Lederriemen und Luder schlagen, die

er noch immer in seinen knöchernen Fingern hielt. »Ich werde nicht wie alle anderen fliehen. Könnte ich auch nicht, selbst wenn ich es wollte.« Ich wusste, dass er recht hatte. Es war unvorstellbar, dass sich Hoel auf seinen dünnen alten Beinen mit ausreichender Geschwindigkeit durch den Schnee kämpfte. Ich konnte mich nicht einmal entsinnen, ihn je zu Ross gesehen zu haben, auch begleitete er dieser Tage die Männer nicht mehr auf die Jagd, sondern verließ sich darauf, dass sich mein Vater mit den Falken gut genug auskannte, um sie nicht zugrunde zu richten.

»Na los, verschwindel«, schrie er, und schlug mich dann doch mit dem Riemen. Zweimal, aber ich stand da und hielt es aus. Hoel hätte längst einen Lehrling haben sollen, hatte aber alle Bewerber abgelehnt – nicht dass es viele gewesen wären –, und ich glaube, er hatte die Stelle für mich freigehalten, auch wenn es noch ein paar Jahre dauern würde, bis ich so weit wäre. Ich verbrachte mein halbes Leben an diesem dunklen, streng riechenden Ort, und auch wenn das Wissen des Falknermeisters gewaltig war und ich von seiner Arbeit kaum etwas verstand, faszinierten mich die Vögel. Ich bewunderte sie. Liebte sie gar. Wollte die Welt auch, dass ich mehr würde, ein Prinz sein sollte, wäre ich doch mit Freude Hoels Lehrling geworden. Mein Bruder Hector würde den Königsstuhl von Benoit kriegen, ich die Habichte und Falken.

Nur würde es nie dazu kommen, das wusste ich in diesem Moment genauso sicher, wie ich wusste, dass Hoels milchiges Auge nie betrachten würde, wie der Wanderfalke in gedankenschnellem Sturz ein Birkhuhn im Flug schlägt. Und doch stand ich da. Wollte noch mehr von diesem alten Mann. Brauchte etwas.

»Die werden mich nicht töten«, sagte er. »König Claudas ist kein Barbar. Er liebt die Jagd bestimmt genauso sehr wie dein Vater und bringt mich nicht einfach um.« Sein Mund war an die Kunst der Lüge nicht gewöhnt, denn die Vögel muss man nicht täuschen, aber er deutete in einer ausladenden Geste auf die Mauserkäfige und ihre Bewohner, von denen einige noch immer aufgeregt mit den Flügeln schlugen. Sie witterten Feuer und Blut. »Außerdem kennt sein Falknermeister meine Vögel nicht. Er wird mich brauchen.« Sein Blick war auch mit einem Auge stechend wie ein schmales Messer. »Aber dich werden sie töten. Oder schlimmer.« Er wedelte mit den Armen, um mich zu verscheuchen. »Und jetzt los. Schnell!«

Hoel war zu alt und zu steif, um zu fliehen, das wussten wir beide. Auch würde er seine Greifvögel niemals in die Obhut von Fremden geben, also musste ich mich damit abfinden, ihn zurückzulassen und der dumpf duftenden Zuflucht den Rücken zu kehren, jenem Ort, an dem ich mich stets am wohlsten gefühlt hatte. Ich wandte mich ab und ging zur Tür, hinter der alles im Chaos versunken war.

»Warte, Junge!«

Ich fuhr auf dem Absatz herum, erfüllt von der unwirklichen Hoffnung, der alte Mann hätte doch noch seine Meinung geändert und würde mit mir durch die Nacht fliehen.

»Hier. Komm her. Los, schnell jetzt.« Er nestelte an der Klappe zum Käfig des Sperberweibchens, seine Finger durch Alter und wohl auch Angst sehr ungelenkt. König Claudas war unbarmherzig wie der Winter. Noch grausamer als mein Vater, das hatte ich mehr als einmal gehört. Und Hoel zweifellos auch. Behutsam griff er hinein und nahm den Vogel heraus. »Nimm sie mit«, sagte er. »Sie gehört jetzt dir.«

Ich war verwirrt. Das Sperberweibchen steckte noch im Jugendkleid, die Brust braun gesprenkelt und die Augen matt gelb, auch wenn ihr Blick schon so wütend war, wie es allen Sperbern eigen ist. Ich war dabei gewesen, als Hoel sie kurz vor dem ersten Schnee im Wald nahe Gourin gefunden hatte. Uns war das Fehlen anderer Nester im Umkreis schnell aufgefallen, ein deutliches Indiz dafür, dass sich dort ein Sperberweibchen niedergelassen hatte, wie der Meister sagte. In solchen Dingen irrte er nie.

»Die Sperberin?« Ich verstand es nicht.

»Ja, das Sperberweibchen«, sagte Hoel, hob den Vogel vors Gesicht und musterte ihn, als wollte er sich ihren Anblick genau einprägen. »Gib gut auf sie acht. Zieh sie richtig auf. Lernt voneinander.«

Ich war nur ein Knabe und sah über die rechte Schulter den schneeweißen Gerfalken meines Vaters an, der dort auf seinem Hohen Reck saß und mich ebenso kritisch anstarrte, wie Hoel es vorhin getan hatte. »Ee-ack, Ee-ack!«, sagte er aufgebracht. Ich spürte seine Wut und konnte sie verstehen. Wenn ich in dieser schrecklichen Nacht einen Vogel vor unseren Feinden retten sollte, dann ihren König, und das war der Gerfalk. Der Terzel war vortrefflich für die Jagd abgetragen und mit Gold kaum aufzuwiegen. Oft hatte ich ihn hoch vor dem Dach der Welt gesehen, wo er wie eine Sternschnuppe durch den Himmel zuckte. Was für ein Anblick, wie er die Flügel anlegte und zum Sturzflug ansetzte, die Silhouette größer und größer, bis er schließlich von seiner Beute entdeckt wurde – aber zu spät. Der Terzel war eine tödliche Waffe. Aber die Sperberin? War nicht abgetragen. Ein Jungvogel, kaum dem Nest entwachsen, vor Kurzem noch ein Ball aus unordentlichen Federn mit klaffendem Schnabel, der laut nach Fütterung verlangte.

Auch jetzt schrie sie, aber Hoel war gütig genug, ihr selbst in solch einer Nacht noch liebevoll zuzuflüstern. »Tut mir leid, Prinzessin, du musst jetzt brav sein«, beschwichtigte er sie, während er mit der freien Hand einen Weidenkorb unter dem Tisch hervorzog und den Vogel in dessen ungewohnter Dunkelheit versenkte. »Du musst sie so bald wie möglich füttern«, sagte er und hielt mir seine Gabe hin. Ich nickte und nahm den Korb mit der aufgebrachten Insassin entgegen, obschon mein Blick noch immer heimlich auf dem Gerfalken lag. Hoel hob seinen Falknerhandschuh auf. Das Leder war abgewetzt und von Blut, Schweiß und Regen befleckt, ansonsten aber gesäubert. Ein magischer Gegenstand, dieser Handschuh, der nach den genauen Maßen von Hoels rechter Hand gefertigt war und, abgesehen von den Vögeln selbst, die von Rechts wegen sowieso meinem Vater gehörten, der kostbarste Besitz des alten Falkners. Trotzdem kam er jetzt ohne Zögern auf mich zu und steckte mir den Handschuh in den Gürtel.

»Und jetzt los. Geh zu deinen Eltern. Sie suchen sicher schon nach dir.«

Und so ging ich.



Neben dem Holzstoß unterm Gesims der Räucherammer wartete Flamme auf mich, mein beinahe zahmer Fuchs, in dessen prächtigem Pelz sich das Feuer spiegelte, das wie ein mächtiges Segel über dem Dach der Scheune wehte und zahllose Funken in den schwarzen Himmel sandte. Er musste mir lautlos erst zu den Stallungen und dann zu Hoel gefolgt sein, mit fast katzenhafter Vorsicht und Schläue. Jetzt witterte er die Sperberin in meinem Korb, drückte sich dicht an den Schnee

und sah mit seinen bernsteinfarbenen Augen zu mir auf, wie er es immer tat, wenn er um die Fleischreste bettelte, die ich oft für ihn vom Esstisch stibitzte.

»Na los, Junge«, sagte ich und folgte meinen eigenen Spuren zurück durch den Schnee, zu denen sich neue gemischt hatten. Hier und da lagen Leichen. Sechs oder sieben in der Nähe. Krieger, die ich mein ganzes Leben gekannt hatte, lagen jetzt wie Schlachtvieh auf dem Hof. Tapfer und pflichtschuldig waren sie aus ihren Betten hinaus in die Nacht gestolpert, um sich unseren Feinden entgegenzustellen, hatten für uns ihr Leben gelassen und waren wieder in tiefen Schlaf gefallen, von dem es kein Erwachen gab. Als ich an Gwenhael vorbeikam, der gebrochen dalag und den Schnee dunkel benetzte, wandte ich den Blick ab, denn ich wusste genau, er würde sich schämen, so einen Anblick zu bieten. Bis jetzt hatte ich weder Tewdr, den stärksten Recken meines Vaters, noch meinen Bruder oder Vater selbst gesehen, also wagte ich zu hoffen, dass sie noch lebten. Dann machte mein Herz einen Satz in der Brust, getrieben von einem plötzlichen, schrecklichen Gedanken. Vielleicht waren sie längst geflohen.

Ich blieb stehen und Flamme ebenso, denn eine Gruppe von König Claudas' Kämpfern war um die Ecke des Kuhstalls gebogen, gehüllt in fahle Atemwolken und beladen mit Schätzen, die sie aus dem Heiligtum geraubt hatten: silberne Statuen, goldenes Essgeschirr, goldene Kerzenständer und sogar die Seidenvorhänge, hinter denen die Priester saßen und Worte der Götter sprachen. Selbst als ich starr vor Angst dastand, um nicht entdeckt zu werden, widerten diese Männer mich an, die sich bereicherten, bevor sie den Kampf gewonnen hatten. Bevor sie überhaupt gekämpft hatten, wie mir schien. Sie sahen

aus wie ein Rudel rüudiger Hunde, das nach Essensresten lechzte, und ich hasste sie. Leider kündete das laute Klirren von Stahl auf Stahl aus der großen Halle davon, dass der König des Ödlands auch würdigere Krieger in seinen Diensten hielt. Männer, die kämpften, bevor sie plünderten.

Eine Hand drückte sich auf meinen Mund, und ich wurde unsanft gegen einen Berg aus Muskeln und kalten Kettengliedern gerissen, der nach schalem Bier stank.

»Ruhig, Bursche«, knurrte mir Tewdr ins Ohr. Ich wehrte mich nicht weiter, sondern ließ mich von ihm rückwärts ziehen. Meine Fersen zogen kleine Furchen in den Schnee, bis wir im Schatten der Kūferei verschwunden waren. Nur nicht schnell genug.

Einer von König Claudas' Männern hatte uns entdeckt und seine Spießgesellen gewarnt. Kurz schienen sie abgeneigt, sich von ihren Beutestücken zu trennen, dann ließen sie die Schätze doch fallen, zogen die Schwerter, reckten die Speere in die Höhe und riefen Beschimpfungen, die vom eisigen Wind fortgetragen wurden. Tewdr brummte einen Fluch.

»Da ist er ja! Den Göttern sei Dank!« Ich wandte mich um und sah meine Mutter, meinen Bruder und mehrere Leibwächter meines Vaters, deren Augen vor Kampfeslust leuchteten. Viele von ihnen waren blutbefleckt. Hinter ihnen standen ein halbes Dutzend Hausdiener und mehrere Sklaven, alle fast erdrückt unter der Last der Besitztümer, die meine Mutter vor der Zerstörung dieser Nacht retten wollte. »Komm her, Junge«, zischte sie. »Wo in Cernunnos' Namen hast du gesteckt?«

Auch mein Onkel Balsant war da und hielt den dicken Eschenstab, den ein silberner Eber krönte – das Feldzeichen meines Vaters. Balsant sah aus, als habe er dafür kämpfen müssen. Trotzdem zwinkerte er mir zu, ehe er das Feldzeichen

in Hectors Obhut gab und sich zu Tewdr gesellte. Drohend zeigte er mit seinem großen Schwert auf unsere Feinde, die sich näherten und blutbeschmierte Verstärkung bekommen hatten.

»Geh mit ihnen, Bursche«, schnarrte Tewdr und schubste mich meiner Familie entgegen, und dann war auch mein Vater plötzlich da. Er ragte aus den brennenden Schatten auf, das Gesicht starr wie eine Klippe aus Granit, aber in seinem Blick lag Entsetzen. Seine Klinge glänzte blutrot. Bei ihm waren Govran, Budig, Salaun und drei weitere Krieger, deren heißer Atem um ihre Bärte strich, während sie sich für Kampf oder Flucht wappneten und aus dem Augenwinkel ihre Frauen und Kinder suchten, die sich gerade in östlicher Richtung dem Waldrand näherten. Sie waren in dicke Felle gehüllt und mit Säcken beladen, ein paar von ihnen führten Packpferde.

»Geht, mein König«, sagte Tewdr über die Schulter. »Ihr müsst gehen.«

»Ja, wir holen euch dann ein«, sagte mein Onkel zu meinem Vater, sah dabei aber meine Mutter an, und sie ihn. Dann entfernte er sich einen langen Schritt von Tewdr, damit beide genug Platz für ihr Schwerthandwerk haben würden. Drei weitere Krieger marschierten zu ihnen herüber, aber mein Vater befahl Govran und dem Rest, bei meiner Mutter zu bleiben, deren anklagendes Drängen an mir abperlte wie Wasser von den Schwingen einer Möwe. Haltlos stand ich da, ein Junge, der einen Korb mit einem verängstigten Vogel umklammerte und sich innig wünschte, stattdessen ein Schwert zu halten und über die Manneskraft zu gebieten, es auch benutzen zu können.

»Kommt schon, ihr Söhne Balors!«, brüllte Tewdr den Männern König Claudas' zu und schritt ihnen entgegen. Tewdr Bärenlöter. Held von Benoic.

Mein Onkel und die anderen folgten ihm. Keine Lieder oder Schlachtrufe. Nur tapfere Männer, die wussten, dass sie ihr Leben lassen würden.

»Los, Junge!« Beinahe hätte ich den Weidenkorb fallen lassen, denn eine große Hand legte sich um meine. Zähne Haut und ein eiserner Griff, dem nie ein Schwert entglitten war. Oder ein Trinkhorn. »Du hast den Gerfalken geholt«, stellte mein Vater fest. »Gut. Komm jetzt.« Er zog, und ich folgte. In großer Eile durch den Schnee. Den anderen hinterher, dem fernen Waldrand entgegen. Flüchtlinge im Angesicht der Sterne und der grell wirbelnden Funken unserer zerstörten Heimstatt und der zürnenden Götter.

Hinter mir ertönte das Klirren zweier Klingen. Schreie.

2

DER MARSCH

Wir gaben eine bemitleidenswerte Gruppe ab. Eine Prozession der Enteigneten. Pilger, die nur noch ans Überleben denken konnten, denen außer dem Willen, sich vorwärts zu schleppen, alles genommen worden war. Von den Frauen und Kindern weinten viele, da ihre Männer und Väter nicht bei ihnen waren und auch nicht nachkommen würden. Die meisten froren bitterlich und waren vor Trauer ermattet. Mehrere Männer waren verwundet und hinterließen Blutstropfen im Schnee. Einer von ihnen, ein großer Mann namens Alor, hatte einen Speer in den Bauch bekommen und verschwand bald zwischen den Bäumen, um allein und in Ruhe zu sterben. Niemand hielt ihn auf. Wir konnten nicht rasten, unsere gebeutelten Leiber nicht am Feuer wärmen, denn die Feinde hätten uns eingeholt und ihr Werk vollendet. Längst mussten sie bemerkt haben, dass Ban, König von Benoic, noch am Leben war.

Falls man das Leben nennen konnte. Ich hätte den tobenden, zorn erfüllten König vorgezogen, denn ihn kannte ich besser als den Mann, der jetzt an seiner statt bei uns war. Ich hätte es bevorzugt, meinen Vater die Götter verfluchen und blutige Rache schwören zu hören. Ich hätte seine Wut, ja selbst seine Knöchel auf meiner Wange bevorzugt. Alles besser als das, was jetzt von ihm übrig war: ein geschrumpfter Mann, gebeugt von

der Bürde seiner Scham, das Feuer in den Augen erloschen, ertränkt in der Schmach seines Niedergangs. Selbst im fahlen Sternenlicht konnte ich all das mit meinen Kinderaugen erkennen und fürchtete mich schrecklich. Also mied ich ihn, und auch meine Mutter, denn sie war mit wichtigeren Dingen befasst, wie etwa dafür zu sorgen, dass wir nicht noch tiefer fielen – auch wenn das kaum möglich schien.

Die Rauchschwaden hatten sich erhoben, die Sterne waren gefallen. Alles in dieser einen schändlichen, unheilvollen Nacht.

Hector hatte ein wenig Brot und Käse mit mir geteilt, und von dem Brot hatte ich eine Ecke für Flamme aufgehoben, denn ich wusste, dass er mir im Schutz der Bäume gefolgt war. Gerade hielt ich Ausschau nach dem Fuchs, als ich sah, wie Mutter Hector bestürmte. Sie hatte außer Sichtweite meines Vaters lange mit Govran gesprochen, und nun zerrte sie meinen Bruder in den dunklen Schatten einer schneebedeckten Pinie, während Govran abseits stand und sich in die kalten Hände blies. Mutter zischte Hector an, er solle sich aufrichten, die Schultern gerade halten und ein Mann sein, da unser Vater in Selbstmitleid erstoff.

»Onkel Balsant ist tot und das Königreich verloren«, beehrte Hector auf, der noch immer das Feldzeichen der Familie hielt. Der silberne Eber schimmerte matt in der Dunkelheit.

Meine Mutter hielt einen Moment den Atem an. Irgendwo über uns im Blätterdach schlug ein Vogel mit den Flügeln, eine kleine Schneewolke fiel herab, und der Blick meiner Mutter wurde hart und scharf wie ihre Wangenknochen, die sich zweier Klingen gleich unter der blassen Haut abzeichneten.

»Balsant hat seine Pflicht erfüllt, und wir werden ihn ehren, falls wir überleben«, sagte sie und ergriff Hectors Schultern,

der unter ihrer Berührung zusammenzuckte. »Aber wenn du dich jetzt nicht wie ein Mann verhältst, werden sie wie Wölfe über uns herfallen«, krächzte sie und hob das atemumwölkte Kinn in Richtung eines Grüppchens dreier Krieger, die soeben vorbeiging. Sie hatten die Schilde über den Rücken geschlungen und nutzten ihre Speere als Wanderstöcke. »Sie werden unsere Schwäche spüren und sich gegen uns wenden. Uns ausrauben und im Stich lassen. Vielleicht beratschlagen sie schon, ob sie uns nicht an unsere Feinde verkaufen sollten. Verstehst du, was ich sage, mein Sohn? Willst du deine Mutter vergewaltigt sehen? Den Schädel deines Bruders eingeschlagen?«

Ich dachte an Gwenhael, der weit hinter uns lag, tot und zerfetzt.

Hector schob entschlossen den Kiefer vor und schüttelte den Kopf. »Niemals.«

Meine Mutter nickte und streichelte seine Wange. Ich spürte es auch auf die Entfernung noch. »Da ist mein Hector. Dein Vater hat uns fast alles gekostet. Wir werden nicht zulassen, dass sein Versagen uns auch noch umbringt.«

Ich stand nah genug bei ihnen, verborgen zwischen den Stämmen der Pinien, um das Gift in meiner Mutter Stimme in der Nachtluft schmecken zu können. Mein tyrannischer Vater hatte ihre eigenen Ambitionen genährt. Sie weit über ihren Geburtsstand erhoben. Aber der König ohne Königreich? Dieser Mann riss sie mit hinab in den Ruin, und das konnte sie nicht zulassen. Schon verabscheute sie ihn, obwohl der Rauch seiner Niederlage noch in der Luft lag.

»Mein Sohn, wie werden überleben. Und wieder erstarken«, schärfte sie Hector ein. »Nur musst du dafür den verhätschelten Prinzen hinter dir lassen und zum Mann werden, und zwar

noch in dieser Nacht. Govran wird dich unterstützen, sollte jemand Ärger machen.«

Hector bedachte meines Vaters Stallmeister mit einem knappen Blick. »Mutter«, sagte er dann, nickte und sah hinauf zu dem silbernen Eber, als wollte er Mut aus dem Idol ziehen, das über viele Schlachtfelder geblickt hatte und gleichsam Zeuge und gleißender Ansporn der Siege meines Vaters gewesen war. Mein Bruder trat aus dem Schatten und überquerte den sternhellen Schnee, das Feldzeichen fest im Griff und die Hoffnungen meiner Mutter auf seinen Schultern.

Er wies fünf Männer an, innezuhalten und den Rest der Gruppe passieren zu lassen, denn diese fünf sollten nun eine Nachhut bilden für den Fall, dass König Claudas' Männer uns weiter durch den Wald verfolgten. Sie waren darüber nicht erfreut, diese fünf, und tuschelten und stöhnten, aber meines Vaters finstere Präsenz und langer Schatten waren nah genug, um die Männer daran zu hindern, die Autorität des Jungen infrage zu stellen, dessen Wangen noch keine Bartstoppeln zierten. Dann befahl Hector Derrien und Olier, die beide Pferde führten, voranzureiten und sicherzustellen, dass uns kein Überfall erwartete. Außerdem sollten sie die Bewohner aller umliegenden Höfe davon in Kenntnis setzen, dass wir bei Ankunft Vorräte erwarteten: Essen und Trinken und sogar Kleidung für all jene in unseren Reihen, die sich dank der übereilten Flucht nicht auf die Strapazen einer langen Wanderung durch den Schnee hatten vorbereiten können.

Und da hätte ich stolz auf Hector sein sollen, wie er erwachsene Männer und erfahrene Mörder befehligte. Wie er uns durch die Trümmer dieser Nacht zu leiten versuchte, auf dass wir überleben würden. Aber ich war ein Knabe mit der engen

Weltsicht eines Knaben und hatte eigene Probleme. Die Sperberin würde am Morgen frisches Fleisch brauchen, ich aber hatte ihr keines zu geben. Hinzu kam, dass Hoel gerade erst begonnen hatte, den Vogel abzutragen, und diese Arbeit keinen Tag unterbrochen werden durfte, sonst würde das Tier schnell wieder auswildern, und daher war auch diese Verantwortung die meine, so wenig ich sie auch tragen wollte.

Wie gern hätte ich den Gerfalken genommen. Natürlich hätte ich das. Der prächtige Terzel hätte uns dringend benötigte Nahrung jagen können, hätte Tauben, Wasservögel und Hasen geschlagen und wäre verlässlich auf meines Vaters Arm zurückgekehrt. Hätte ich aber den Weidenkorb geöffnet und ihr die Fesseln gelöst, wäre die Sperberin wohl eher wie ein flüchtiger Traum gen Morgenröte entschwunden und nie mehr gesehen worden. Also musste ich sie füttern und lehren und am Leben halten, obwohl mir in dieser Welt keine Besitztümer blieben außer den Kleidern, die ich am Leib trug, einem Umhang, der die Kälte nicht fernhalten konnte, und dem Falknerhandschuh eines alten Manns.

Aber niemals hätte ich Hoel dafür hassen können. Ich währte ihn tot, erschlagen in seiner stickigen Hütte zwischen Mauserkäfigen und ihren kreischenden Insassen. Niedergestreckt von gedankenlosen Männern, die weder seinen weißen Bart respektierten noch den glanzlosen Wert seines Wissens ermesen konnten. Die Sperberin aber, mit ihrem wilden hochmütigen Blick und ihrem Jagdinstinkt, der für uns Menschen ohne Ausbildung noch keinen Nutzen brachte, war nichts als eine Last. Eine ungewollte Bürde. Und so hasste ich sie.

Wir schleppten uns weiter, mehr als hundert Leute, eine Prozession von Flüchtlingen durch den Wald, verlorenen Seelen

gleich, welche die Geisterwelt durchwandern in der Hoffnung, wieder in ihre Leiber gerufen zu werden. Mit dem Morgengrauen erreichten wir Calangor, wo wir Rast machten. Niemand hatte den Befehl gegeben, die Lasten abzulegen, Totholz fürs Feuer zu sammeln und die Wunden zu versorgen, jetzt, da es wieder hell genug war. Weder mein Vater noch Hector, nicht einmal meine Mutter hatte das Zeichen zum Anhalten gegeben. Eher war es die gemeinschaftliche Erschöpfung gewesen, ein übermächtiges Gefühl, innehalten zu müssen. Vielleicht nicht nur der Rast wegen, sondern auch, um sich endlich damit zu befassen, was eigentlich geschehen war. Denn die Morgendämmerung erhellt nicht nur die Welt, sondern ebenso den Kopf, und sie kann die Teufel und Geister fortjagen, die danach trachten, uns zu verwirren und zu täuschen und der Dunkelheit anheimfallen zu lassen.

Frauen und Kinder griffen die Helme der Männer und holten Wasser vom Bach. Feuer wurden entfacht, Tannenzweige geschlagen und zum Sitzen auf dem nassen Boden ausgelegt. Die Leute schmolzen Schnee und löschten ihren Durst, teilten die wenigen Vorräte, die sie noch schnell in Säcke hatten stopfen können, ehe sie aus ihren Häusern geflohen waren. Auch Geschichten wurden ausgetauscht, zumindest von denen, die ihrer Stimmen noch Herr waren. Die Geschichten der vergangenen Nacht über Mut, Unglück und Entkommen, und mit den Worten kamen Erkenntnis – wenn auch keine Akzeptanz – und Tränen. Tränen, die den gemächlichen Bach neidvoll gluckern ließen.

Viele fanden im Licht des neuen Tages ihre Liebsten wieder: Ehemänner oder Ehefrauen, Väter oder Töchter, die man schon verloren geglaubt hatte. Freunde begrüßten einander, umarmten

sich, weinten, trösteten die Hinterbliebenen und die Verzweifelten, so gut sie konnten. Die Kämpfer prahlten mit ihren Taten, schworen, sich an unseren Feinden zu rächen, behaupteten gar, noch an diesem Tag zurückkehren zu wollen. Sie sprachen davon, König Claudas' bier- und bluttrunkene Bande zu überraschen, so viele wie möglich zu erschlagen und all unsere Leute zu befreien, denen sonst ein Leben der Sklaverei in einem anderen Königreich bevorstand. Aber ihre Prahlerei war kaum mehr als heiße Luft an einem kalten Tag.

Die Nachhut eingeschlossen waren dreiunddreißig Krieger unter uns, dazu kamen weitere zwölf Männer, junge und alte, die zur Not eine Waffe halten konnten. Nicht genug, um König Claudas zu schlagen. Nicht ohne meinen Vater und Onkel Balsant und unseren Recken Tewdr, die sie ins Feld führten. Wir alle wussten es. Aber Krieger brauchen die Prahlerei wie Könige den Wein, und an diesem Morgen legten sich die Drohungen und Schwüre der Männer wie Wundsalbe auf ihren verletzten Stolz. Denn während die Freunde tot im Schnee lagen und von Claudas' Männern beraubt wurden, während ihre Waffenbrüder die Schilde gehoben, die Stellung gehalten und bis zum letzten Atemzug gekämpft hatten, waren diese Männer in die Nacht geflohen.

Wie mein Vater und mein Bruder. Wie ich.

Während ich Stöcke für das Feuer sammelte, das Meven, meines Vaters Majordomus, mit aufgefächertem Zunderholz und Reisig erweckt hatte, sah ich sie noch immer vor mir, meinen Onkel und Tewdr, Budig und Salaun und die anderen. Wie Helden aus einer der alten Geschichten hatten sie sich den Feinden entgegengestellt, diese tapferen Männer, damit wir jetzt an diesem Bach liegen konnten – benommen und ausgelaugt

und niedergeschlagen, aber am Leben. Eines Tages würden wir sie besingen. Ich war mir ganz sicher. Nachdem mein Vater wieder er selbst geworden war, eine Heerschar ausgehoben und unseren Feinden alles in Stahl und Blut heimgezahlt hatte.

Stahl und Blut. So würde es sein, das schwor ich mir, während ich mit einem Arm voller Zweige und zitternd vor Kälte zurück zu Meven marschierte. Dann sah ich über mein Bündel hinweg, dass ein Junge, vier oder fünf Jahre älter als ich, den Weidenkorb der Sperberin hielt, den ich neben einem silbrigen Birkenstamm abgestellt hatte. Er trug ihn auf eins der anderen Feuer zu, an dem drei Männer kauerten, in die Flammen bliesen und sie nacheinander mit weiteren Holzstücken nährten.

Ich ließ die Stöcke fallen und rannte los.

»Das hier sollte besser brennen als ...«, rief der Junge den Männern zu, konnte aber seinen Satz nicht vollenden, denn ich warf mich auf ihn, sprang ihn von der Seite an, sodass wir einen Herzschlag lang flogen und uns dann durch den Schnee wälzten. Die Fäuste flogen, seine größer als meine, und er schrie mich wütend an. Männerflüche aus dem Mund eines Burschen. Bis Hände, die viel größer waren als unsere, seinen Umhang packten und ihn hochrissen. Wieder flog er, riss diesmal aber allein ein Loch in den Schnee.

»Bist du verrückt geworden, Junge?«, brüllte ihn der Mann an. Es war Reunan der Töpfer, und sein Sohn, der meinen Weidenkorb hatte verbrennen wollen, hieß Tudi. »Das ist der Sohn des Königs!«, rief Reunan. »Wegen dir enden wir noch am Strick, oder Schlimmeres. Bei allen Göttern, bitte ihn sofort um Verzeihung!«

»Ich wusste nicht, dass es sein Korb ist, Vater!«, protestierte Tudi, dessen Gesicht aschfahl geworden war, abgesehen von

einer geröteten Schramme über dem rechten Auge, wo ihn einer meiner blinden Faustschläge erwischte hatte. »Er hat mich einfach angefallen. Wie ein junger Eber. Was hätte ich denn tun sollen?«

Ich kannte Tudi nur deshalb beim Namen, weil er sich als Hoels Lehrling angeboten hatte, was ich ihm nicht vorhalten konnte, denn die Falken waren unendlich viel interessanter als die Töpfe, die sein Vater fertigte. Reunan sah das anders und hätte seinem Sohn wohl niemals erlaubt, die Kunst der Falkner zu erlernen, selbst wenn Hoel ihn angenommen hätte. Was er natürlich nicht getan hatte.

Der Töpfer packte seinen Jungen am Arm und versetzte ihm mit der anderen Hand eine Ohrfeige. »Du bittest ihn um Verzeihung, Bürschchen, oder ich werde dich halb tot prügeln.«

»Reunan!« Hinter ihm stand seine Frau Briaca, die abgewetzten roten Hände vor den Mund geschlagen. Aber Reunan schlug Tudi ein weiteres Mal, und ein paar Blutspritzer von seiner Lippe landeten im Schnee.

»Es tut mir leid«, fauchte Tudi mich an. Ich hob den schiefen Weidenkorb auf, wischte den Schnee ab und fürchtete, das kleine Tier im Innern könnte sich bei dem Sturz verletzt haben.

»Das ist meiner«, sagte ich.

»Um Vergebung, das wusste ich nicht. Er war so leicht«, beteuerte Tudi. »Ich hab nur nach trockenem Holz fürs Feuer gesucht.«

»Er ist ein Narr, mein Prinz. Das ist mir wohl bewusst. Aber er hat sich nichts Böses gedacht«, sagte Reunan und biss sich auf die Zähne, weil er sich mehrere Finger an Tudis Kiefer verletzt hatte. Ganz schlecht fürs Geschäft. Nicht dass er noch eine Werkstatt gehabt hätte, geschweige denn Kunden, die sich um seine Waren rissen.

»Ja. Trotzdem ist das meiner«, wiederholte ich und hob den Korb vors Gesicht, um durch ein kleines Loch im Flechtwerk zu spähen.

»Nein, Junge. Er gehört mir.« Ich drehte mich um und sah meinen Vater, der an Mevens Feuer auf einer Eichentruhe saß, die einer der Sklaven durch die Nacht geschleppt hatte. Die meisten Sklaven hatten ihre Gelegenheit erkannt und waren im Schutz von Chaos und Dunkelheit geflohen, aber dieser hier, der meines Vaters persönliche Truhe hatte tragen müssen, war streng bewacht worden. »Bring ihn her, Junge«, sagte mein Vater und hob den Kopf ein Stück aus der in Felle gehüllten Masse seines Körpers.

Es waren die ersten Worte, die er gesprochen hatte, seit wir Balsant und Tewdr den Rücken gekehrt hatten, und alle Augen ruhten auf ihm. Jede Zunge rings um das halbe Dutzend Feuerstellen hielt inne. Meine Mutter nickte und zischte mich an, züchtig zu gehorchen, denn sie sah den König aus seiner finsternen Teilnahmslosigkeit erwachen und wollte, dass ich ihn weiter hervorlockte.

Der Korb pulsierte in meinen Händen. Ich spürte das Leben darin, er schlug wie ein eifriges Herz. Ich nickte und ging auf meinen Vater zu.

»Als diese ranzigen Schweine schon brandschatzten und schlachteten, hat mein Sohn hier den Mut gehabt, meinen Vogel zu retten«, teilte er der Menge mit und winkte mich mit seiner großen Hand zu sich. »Eine Schande, dass er nicht auch noch den alten Hoel tragen konnte, was?« Seine Stimme war unbewegt wie ein Teich, und die Leute wussten nicht, ob sie in seinen Worten Humor gespürt hatten, verzogen also klugerweise keine Miene.

Ich hätte in diesem Moment etwas sagen sollen, ehe es zu spät war. Hätte erklären sollen, was passiert war. Ihm sagen sollen, dass ich nur getan hatte, was Hoel mir befahl. Aber die Last all dieser Augen drückte mich wie ein Kettenpanzer in den Schnee. Und es war bereits zu spät.

»Vater«, sagte ich und blieb fünf Fuß vor ihm in dem kleinen Kreis stehen, den seine Gefolgsleute um uns gebildet hatten.

»Hol ihn heraus. Ich will ihn ansehen«, sagte der König. Vor Erwartung setzte er sich ein wenig aufrechter. Alle wussten, wie sehr er den Gerfalken liebte. Sein Volk hoffte, der Anblick würde ihrem Herrn die Würde zurückgeben.

Ich stellte den Korb ab, zog Hoels Handschuh aus dem Gürtel und versenkte meine linke Hand in seinem weichen, geräumigen Innern, das nach Schweiß und Schaffett stank. Es fühlte sich an, als würde ich durch diese bloße Handlung Hoels Andenken verraten. Dann streckte ich die andere Hand nach dem Verschluss aus, nestelte mit ungelinken Fingern an der Holzklammer herum, wie Hoel mit seinen alten Krallen am Verschluss der Mauserkäfige, bis ich die kleine Tür geöffnet hatte.

»Cludas, dieser Sohn einer Sau, hat mir doch nicht alles genommen«, murmelte mein Vater in seinen schwarzen Bart, und ich spähte in den Weidenkorb, als könnte ich die Sperberin durch pure Willenskraft in seinen Terzel verwandeln. Mit einem Schrei hieß sie mich einen Feigling. Aus dem Augenwinkel sah ich meinen Vater noch aufrechter sitzen, die dunklen Augenbrauen zusammengezogen. Ich flüsterte auf die Sperberin ein, schob den Handschuh behutsam in ihr schmelzbesudeltes Verlies und hoffte, sie würde mich nicht anfallen, denn sie kannte mich kaum. Langsam bugsierte ich sie aus dem Korb in die rot betupfte Dämmerung. Das Keuchen der Menge ließ sie wütend

mit den Schwingen schlagen, aber sie konnte nicht fliehen, denn ich hielt ihre Fessel und ließ sie nicht los.

Ich wandte mein Gesicht ab, nahm mich vor ihrer Schwinge in Acht und wusste, sie hasste die gaffenden Blicke so sehr wie ich. Außerdem verwirrte sie der vertraute Handschuh mit der fremden Hand darin, die ihn nicht ansatzweise ausfüllte.

»Was soll das?«, fragte meine Mutter. Andere murmelten und flüsterten, aber die meisten beäugten weiter meinen Vater und fürchteten seine Reaktion.

»Sie hat sich die Schwanzfedern gebrochen, seht ihr?«, tat Derrien kund, und zu meiner Bestürzung sah ich, dass er recht hatte. Es musste passiert sein, als ich Tudi den Korb abgejagt hatte. Aber die Federn der Sperberin zu brechen war meine kleinste Verfehlung in dieser Stunde, und alle wussten es.

»Junge?« Mehr sagte mein Vater nicht. Seine Augen sagten mehr. Er erhob sich und kam auf mich zu, ich drehte mich ein Stück zur Seite und verdeckte meinen linken Arm, denn ich glaubte, er wolle die Sperberin vom Handschuh nehmen und ihr das Genick brechen. Oder mich schlagen.

Keins von beidem tat er. Ragte nur über mir auf, der Gestank seines Bärenfells schwer in meiner Nase, und starrte böse den Vogel an, der böse zurückstarrte. Tatsächlich erwiderte der Vogel meines Vaters Herausforderung mit einem Blick von solch wütendem Trotz, dass er sie bestimmt bewundern musste. Oder beneiden.

Nur war sie nicht sein schneeweißer Gerfalke und würde es niemals sein.

Der Blick meines Vaters wanderte wieder zu mir, und ich erzitterte. Seine Hände öffneten und schlossen sich unablässig. Er biss sich auf die Unterlippe, dann drehte er mir den Rücken

zu. Und dem Vogel. Trottete durch den Schnee zum Feuer zurück.

Und als die Leute gerade ihre Stimmen wiedergefunden hatten und sich weiter den Feuern und dem Aufwärmen widmeten, kehrte mein Onkel Balsant von den Toten zurück.



Als die Menschen sahen, wer gekommen war, erhob sich großer Jubel. Alle kamen auf die müden Beine und riefen seinen Namen und hoben die Tassen mit Schmelzwasser, als seien es Bierkrüge bei einer Hochzeitsfeier. Balsant schien zu wissen, dass sie diesen Augenblick brauchten, diesen kleinen Sieg inmitten des Elends, und saß hoch aufgerichtet im Sattel wie ein siegreicher Held, wenn er auch das Schwert in der Scheide stecken ließ und nicht seine Klinge gen Himmel richtete.

Auch mein Herz hüpfte beim Anblick meines Onkels und des Hengstes, der ihn trug, wild in der Brust. Malo. Noch immer glänzte er von meiner Pflege, und seine Muskeln hoben und senkten sich in einem wunderbar fließenden Rhythmus, der den Krieger im Sattel sachte hin und her wiegte. Das größte und beste Pferd meines Vaters. Poliertes Ebenholz. Er war fleischgewordene Nacht, die aus dem Wald ins Morgengrauen trat, und sich seiner großen Bühne ebenso bewusst wie der Mann auf seinem Rücken, der hätte tot sein sollen und es doch nicht war.

Auch wenn man dem Anschein nach durchaus versucht hatte, ihn zu töten. Ein blutgetränkter Stoffetzen umhüllte den rechten Oberschenkel, ein weiterer den rechten Unterarm, beide dürftig gebunden und längst durchnässt. Im Bart und am

Hals klebte geronnenes Blut, und die Haut um sein linkes Auge war blau und derart geschwollen, dass er damit sicher kaum etwas sah. Ich versuchte mir den Kampf vorzustellen, aus dem er gekommen war, der einzige Mann von Benoic, der nicht aufgegeben hatte. In meinem Kopf sah ich es vor mir, wie Balsant mit seinem großen Schwert Gegner um Gegner niederstreckte. Ihnen trotzte, bis alles verloren war, und sich dann beinahe widerstrebend zurückzog, um den Kampf an einem neuen Tag fortsetzen zu können.

»Es tut gut, dich zu sehen, Balsant«, grüßte Govran ihn und tätschelte Malos Hals, an dem sich prächtig gezackte Adern unter der Haut wölbtten.

»Sind das alle?«, fragte Balsant und sah über die versammelte Gruppe, deren Atem ihm in Wölkchen entgegenstieg. Er hatte mehr Leute erwartet. War vielleicht gar enttäuscht, dass Tewdr, Budig, Salaun und die anderen ihr Leben für so wenige geopfert hatten. Er hatte sich ein besseres Bild versprochen als dieses menschliche Treibgut, das mit der steigenden Morgenröte um die Beine seines Pferds schwappte. Wir hatten wahrhaftig zu viele zurückgelassen.

»Ja«, gab Govran beschämt zu. Mein Onkel stieß einen tiefen, kehligen Laut aus, Malo hob den Kopf in Richtung Lagerfeuer und wieherte leise. Ich wusste, das stolze Tier wunderte sich darüber, dass sein Herr und Meister noch nicht herübergekommen war und sich um ihn kümmerte. Wenn mein Vater das nächste Mal auf den Rücken seines Hengstes stieg, würde er dafür bezahlen.

»Meven, Balsant ist sicher durstig«, rief meine Mutter über die Schulter. Als mein Onkel vom Pferd stieg, ruhte ihr Blick auf seinem Rücken. Govran nahm Malos Zügel. Meine Mutter

kam näher und nahm Balsants Hand. Ich sah, wie sich seine großen Finger um ihre legten. Stechender Hass bohrte sich in meine Eingeweide. »Komm. Wärm dich auf«, sagte meine Mutter und führte ihn zum Feuer, an dem mein Vater saß, einer der wenigen aus unserer Schar, die sich nicht erhoben hatten, um Balsant zu begrüßen. Dafür betrachtete er ihn und war sicherlich auch erleichtert, ihn am Leben zu sehen, selbst wenn er es nicht zeigen wollte. Selbst wenn ich ihn endgültig gebrochen hatte, als ich ihm statt des Gerfalken die Sperberin brachte. Selbst wenn ich ihn so maßlos enttäuscht hatte.

»Tewdr?«, fragte Derrien. Natürlich wussten wir alle, dass er tot war, aber selbst in unserem Jammertal waren die Männer nicht über morbide Neugier erhaben. Derrien war nicht der Einzige, der wissen wollte, was unserem Recken am Ende widerfahren war.

»Er hat gekämpft. Er ist gefallen«, sagte Balsant. Mehr wollte er nicht preisgeben. Mein Onkel war kein Barde.

»Hast du König Claudas gesehen?«, fragte Hector. Nach dem Nicken ringsum zu urteilen, war auch das eine gute Frage. Und vielleicht wichtiger als die blutrünstige Erzählung von Tewdrs Untergang.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Balsant und verzog das Gesicht, als er die Hände zum wärmenden Feuer ausstreckte. Die Wunde in seinem Arm musste gesäubert und genäht werden. Aber er hatte schon schlimmere überlebt. »Hätte ihn gern gebührend willkommen geheißen«, sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, »aber ich hatte gerade zwei Männer erledigt, als ich sah, wie einer dieser Hurensöhne mit Malo gerungen hat.« Ein Grinsen stahl sich auf seine Lippen. »Hat versucht, das Biest am Halfter zu ziehen, der verdammte Narr, und Malo

hielt da natürlich gar nichts von. Also hab ich mich von den Sterbenden verabschiedet, bin zum Pferd gerannt, hab den Idioten niedergestreckt, der ihn stehlen wollte, und bin aufgestiegen, solange die Gelegenheit günstig war. Ich wusste, sobald wir das Chaos hinter uns lassen, kann uns keiner dieser Bastarde mehr einfangen.« Er zuckte mit den Schultern. »Und hier bin ich.«

Hector sah Vater an, aber der König, eingehüllt in Felle und finstere Blicke, hatte offensichtlich nichts zu sagen. Er starrte ins Feuer und hörte lieber den flüsternden Feuerzungen zu, als seinen Bruder anzusehen. »Gut. Wir werden den Göttern für deine Rettung danken, Onkel«, sagte Hector und wurde dafür von meiner Mutter mit einem wohlwollenden Nicken bedacht.

»Zoll nicht den Göttern Dank, Junge. Sondern dem hier«, erwiderte Balsant und ergriff das ziselierte Silberheft des Schwerts an seiner Hüfte. »Und den übrigen Männern, die Schulter an Schulter an meiner Seite gekämpft haben.« Auch wenn es nicht als Beleidigung der Männer gemeint gewesen war, die mit uns geflohen waren, konnten viele von ihnen es kaum als etwas anderes auffassen. Nicht dass Balsant sich darum geschert hätte, was sie dachten. Er hatte es für die Frauen unter uns gesagt, die in Trauer gehüllt dasaßen und ihre Tränen herunterschluckten. Tewdrs Ehefrau Annaig. Budigs Ehefrau Madenn. Salauns Frau Enora. Und all die anderen.

»Wohin gehen wir?«, fragte mein Onkel und sah nacheinander den König, meine Mutter und sogar Hector an. Aber Hector war noch immer mehr Knabe als Mann und konnte sich unter der Last einer solchen Frage nur winden.

»Nach Westen«, sagte meine Mutter. »In König Ronans Land.

Er ist kein Freund von Claudas und wird uns helfen. Wenn auch nicht umsonst.«

»Und wir haben das nötige Silber, uns seine Hilfe zu erkaufen?«, wollte mein Onkel wissen. Getuschel.

Meine Mutter legte die Stirn in Falten. Wir hatten das nötige Silber nicht. Und falls wir es doch hatten, wollte sie nicht, dass alle Umstehenden davon wussten. Selbst jetzt, da Balsant bei uns war, fürchtete sie, meines Vaters Männer könnten sich gegen uns wenden. Fürchtete, sie würden uns berauben und töten und sich einem anderen König andienen, vielleicht sogar Claudas selbst.

»Nein, wir sollten nach Norden weiterziehen«, sagte mein Onkel und richtete seinen Blick vorbei an den nahen Kiefern auf das weiße Heidekraut und die Eichen und noch weiter in die Ferne. Die Morgensonne tauchte seine rechte Gesichtshälfte in einen kränklichen Glanz, und im Schatten daneben sah ich Flüssigkeit aus dem geschwellenen linken Auge sickern. »Nach Norden zu Bro-Dreger«, schloss er.

»Zum Bettlerkönig?« Die Stimme des Königs war ein tiefes Grollen wie Felsen, die einen fernen Berghang hinabstürzen.

»Er wird uns helfen, Bruder«, sagte Balsant und nickte meinem Vater zu. »Du weißt doch genau, er wird dir allein schon helfen, damit du in seiner Schuld stehst.«

»Wir würden uns ungern in die Schuld dieses Mannes begeben«, sagte meine Mutter und verzog das Gesicht. Der bloße Gedanke daran schien ihr wie Galle im Rachen zu liegen.

»Was bleibt uns denn anderes übrig?«, fragte Balsant sie. Dann zuckte er mit den Schultern. Er sah erschöpft aus. Fast zu müde, um auch nur sprechen zu können. »Er wird die Schuld erst einfordern, wenn mein Bruder wieder auf dem Thron sitzt.

Dann sind wir stärker. Und wenn wir wieder stärker sind ...«
Abermals hob er die Schultern.

»Wir werden die Schuld mit Gunst, Silber oder Blut begleichen. Was immer mein Gatte befiehlt«, sagte meine Mutter an seiner statt, die sich offenbar für den Vorschlag meines Onkels erwärmt hatte.

Sie sahen beide meinen Vater an, der kurz nickte und weiter ins Feuer starrte. Damit war es beschlossen. Wir würden weiter nach Norden ziehen. Ins Land des Bettlerkönigs.

3

DER BETTLERKÖNIG

Wir bewegten uns nur langsam durch diese weiße, schlafende Welt. In Fell gehüllt wie wilde Tiere. Träge schleppten wir uns weiter, matt vor Hunger und doch unnachgiebig. Für den gleitenden Adler und den Schwan mussten wir aussehen wie ein Tropfen halb geronnenen Blutes, der sich zäh über frisches Leinen wälzt.

Wir waren zu viele und zu gut bewaffnet, um Straßenräuber anzulocken. Und immer marschierten wir mit Nachhut, falls König Claudas' Leute doch noch unserer Fährte folgten, und so fürchteten wir weder Wolf noch Mensch. Was wir hingegen fürchteten, war der unnatürliche Winter, der noch immer herrschte, obwohl er längst hätte weichen sollen. Er war grausam und boshaft, mordete einige unserer Alten und Verletzten und stellte selbst für die Jungen und Starken eine große Last dar, denn sie waren ihn nicht gewohnt. Wir alle hatten die letzten Monate unsere Türen vor der Welt verschlossen. Hatten uns wie Hammelkeulen am Herdfeuer geräuchert und waren in heißem Würzwein halb ersoffen. Wir hatten die tierische Wärme von Hunden und Schafen geteilt, uns in Pelz und Vlies eingesponnen und Armeen von Läusen gezüchtet.

Unsere größten Feinde waren jetzt Hunger und Kälte, und bis wir unter den Himmel des Bettlerkönigs traten, hatten wir

für Wolf und Aaskrähe weitere sechs Leichname hinterlassen. Keine Werkzeuge, um in der gefrorenen Erde Gräber auszuheben. Und auch nicht mehr die nötige Kraft, selbst nicht zum Sammeln von Holz für Scheiterhaufen. So wurden die Toten von den Lebenden zurückgelassen, manche neben ihrer Würde auch noch ihrer Wolle und Leinen entledigt. Nackt blieben sie zurück; blauhäutige Opfergaben für Arawn, den Herrn der Toten. Bei zweien sah ich, wie die Angehörigen aus Verlangen nach einem Ritual wenigstens ein Leichentuch aus dünnem Farn und Schnee webten, und konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dass sie im Frühling als grausige Geschenke zwischen Waldanemonen und Wiesenschaumkraut zutage treten würden. Die Toten vom Saft des frischen Grüns emporgetragen.

Nichts deutete darauf hin, dass Flamme mir noch folgte. Das machte mich traurig. Entweder traute sich der Fuchs nicht, einer solchen Schar hungriger Menschen zu nahe zu kommen, oder er wusste, dass es kein Essen gab, was ich hätte teilen können. Möglicherweise war er sogar in eine der kleinen Fallen gegangen, die die Männer des Nachts abseits des Lagers stellten, aber ich hatte nichts darüber gehört, dass jemand einen Fuchs gefangen oder gegessen hätte, und hoffte also, mein kleiner Freund wäre gesund und am Leben. Nacht für Nacht lag ich da, betrachtete die Sterne und wünschte ihm alles Gute.

Jeden Morgen kletterte ich schon vor Tagesanbruch aus meinem Nest von Häuten und Pelzen, schmolz den Schnee mit dem dampfenden Inhalt meiner Blase und folgte Govran zitternd vor Kälte in den Wald, um seine Fallen zu inspizieren. Der Stallmeister glaubte, ich begleitete ihn, um meinem Vater aus dem Weg zu gehen, und gab zu, dass er es mir nicht verübeln könne bei der finsternen Stimmung, in der sich der König

suhlte. Ich beließ ihn in dem Glauben, begleitete ihn aber in Wahrheit, um sicherzugehen, dass er Flamme noch nicht erwischt hatte – und um die spärlichen Fleischreste, die er mir abtrat, für die Sperberin zu ergattern.

An einem Morgen gab er mir den Kopf und beide Vorderläufe eines Hasen. An einem anderen überließ er mir Rippen, Hüftknochen und Hals eines Eichhörnchens, mehr allerdings nicht, denn er wusste, ich würde es dem Vogel geben, und er wollte für ihn keinen Menschen hungern sehen. Im Stillen machte ich dem Vogel noch immer Vorwürfe, weil er nicht der Gerfalke war und ich seinen Korb jeden einzelnen Schritt mit-schleppen musste. Hinzu kam, dass mein Magen ständig vor Hunger schmerzte und es mir eisernen Willen abverlangte, nicht auch diese mageren Krumen selbst zu essen. Und doch war ich entschlossener als je zuvor, die Sperberin am Leben zu halten, da mein Vater sie so selbstverständlich abgelehnt hatte. Uns mit seiner stummen Geringschätzung beide abgelehnt hatte.

Außerdem war ich wütend. Die Sperberin konnte nichts dafür, dass sie allein von all den Tieren in dieser schrecklichen Nacht aus dem Mausekäfig gerettet worden war. Wenn irgendwen die Schuld dafür traf, dann ihren Meister, den Falkner. Den armen alten Hoel, der bestimmt längst tot war, seine Seele im Strudel der Schwingen seiner schreienden Schützlinge in die Anderwelt getragen.

Ich war wütend und verwirrt. War mein Vater von Sinnen? Hatten die Ereignisse dieser blutigen Nacht seinen Geist aus der Bahn geworfen? Was war der Verlust des Gerfalken verglichen mit dem Verlust seines Königreichs? Natürlich war ich zu jung, um zu begreifen, dass der Anblick der Sperberin für

ihn nicht weniger als die endgültige Bestätigung des eigenen Untergangs gewesen war. Dieses Bündel aus gefleckten Federn, Schnabel, Klauen und Zorn führte ihm seinen Ruin vor Augen. Es stand für den Verlust der letzten Hoffnung, da selbst sein Gerfalke jetzt einem anderen Mann gehörte. Der prächtige Vogel würde auf König Claudas' Arm sitzen, Claudas auf Benoics Thron.

Und doch wollte ich die Sperberin nicht aufgeben. Könnte ich sie am Leben halten, sie lehren, zu meinem Arm zurückzukehren, tödlich hinabzustößen und meiner Stimme zu gehorchen, würde mein Vater verstehen. Er würde begreifen, dass es ein Fehler gewesen war, uns alle aufzugeben. Er würde Schild und Speer zur Hand nehmen, wieder der alte Kriegsherr sein und unsere Feinde in Blut bezahlen lassen.



Das schier endlose, saftige Schwemmland war schließlich ausgedehnten Mooren gewichen, durch die wir uns bis zur völligen Erschöpfung geschleppt hatten. Aufgeweicht bis auf die Knochen. Jeder Schritt versank zwischen Schilf und windgebeugten Gräsern. Nur voran, ohne zu wissen, ob der Boden unter der weißen Decke uns tragen konnte oder uns hinabziehen und für sich und die Geister, die dort unten hausten, auf ewig behalten würde. Nur acht unserer dreiundzwanzig Pferde überlebten. Die anderen wurden in die flüssige Erde gesaugt und wehrten sich verzweifelt, bis Ermattung oder eine gnadenvolle Klinge sie erlösten.

Ich weiß nicht, was ich schlimmer fand – den Anblick der Pferde mit vor Angst wild rollenden Augen, wie sie vergeblich

gegen diesen unbekanntem, erbarmungslosen Gegner kämpften, oder der Klang ihres entsetzten Wieherns, der mir wie kalter Wind durch die Glieder fuhr. Balsant verfluchte knurrend die Gier, die die Menschen dazu gebracht hatte, die Pferde in den Sumpf zu treiben, nur weil sie ihre Habseligkeiten, mit denen sie die Tiere beladen hatten, weder zurücklassen wollten noch selbst tragen konnten.

»Wir hätten die Viecher essen sollen, solange wir noch richtigen Boden unter den Füßen hatten«, erzählte er jedem, der zuhören wollte. »Hätten uns anständig stärken können. Ich habe dem ehrenhaften Tod durch Stahl nicht den Rücken gekehrt, um hier in diesem verfluchten Marschland zu ersaufen.« Die Abenddämmerung nahte bereits, und er wusste, dass wir wieder festen Boden erreichen mussten, ehe die Nacht über uns hereinbrach – und mit ihr wer weiß was.

Mutter fragte ihn, ob er denn wolle, dass unsere Leute auch noch die letzten Besitztümer in den Sumpf warfen und sich hinfort als Bettler und Halsabschneider verdingten, kaum besser als Kreaturen, die nur leben, um zu essen, sich zu vermehren und zu sterben. Sie sagte es gerade, als Govran, der bis zur Hüfte im eiskalten Wasser stand, einem kleinen braunen Pony, das schrill jammerte, denn es gehörte bereits dem Sumpf, die Kehle durchschnitt. Ich sah zu, wie meine Mutter sich nach den Dienern und Hofkriegern umdrehte, die ihre beiden Stuten vorwärtsschoben, und jedem von ihnen eine ihrer glänzenden Siliquae versprach, die vor langer Zeit in den Tagen des Usurpators Magnus Maximus geprägt worden und mit dem Gesicht des Kaisers versehen waren. Sie verdoppelten ihre Bemühungen. Die Stuten quälten sich weiter.

»Silber leuchtet selbst in einem so düsteren Sumpf«, raunte

Govran mir zu und füllte die rauen Hände mit wärmendem Atem, bevor er Malo einen Klaps auf den Widerrist gab und ihm aufmunternd ins Ohr flüsterte. Der Hengst war eins der acht überlebenden Pferde. Nimmermüde mühte Govran sich mit ihm ab, setzte all sein Wissen, seine Erfahrung und manchmal sogar die Peitsche ein, um Malos Zorn zu entfachen, damit er den Kopf in den Nacken warf, fauchte und vorwärts taumelte, mit den Hufen durch die Schneekruste brach und das kalte Wasser darunter aufwirbelte.

Obwohl mein Vater nicht länger wie ein König wirkte, war doch genug Manneskraft in ihm geblieben, um dem Stallmeister zu helfen und alles für sein Pferd zu tun. Er wurde vollkommen durchnässt, zitterte und schnaufte zum Wohl des Hengstes und fing sich sogar für all seine Mühe einen Tritt ein, bei dem Govran düster murmelte, er habe bestimmt eine Rippe gebrochen, auch wenn mein Vater es nicht zugeben wollte.

Der Hengst war allerdings ohnehin zu stolz und zu starkköpfig, um in diesem Sumpf zu sterben, sich gar im Angesicht der Männer, denen er sich überlegen wähnte, einfach ins kalte Vergessen hinabziehen zu lassen. Also überlebte er, und ich erzählte ihm in seiner großen Erschöpfung, dass ich stolz auf ihn sei. Schmiegte mich an sein Ohr und gab zu, dass mir sein Überleben mehr am Herzen lag als das einiger unserer zweibeinigen Begleiter – eine Empfindung, die er mit überheblichem Schnauben zu teilen schien.

Als die Sonne hinter dem Horizont verschwand und nur noch fahles Licht im Himmel verblieb, kamen wir endlich in eine solidere Welt.

Wir schlugen weniger ein Lager auf, sondern ließen uns einfach fallen, wo es gerade ging. Die Nacht verbrachten wir

zitternd vor Kälte und Elend. Derrien drohte mir an, die Sperberin zu töten, deren schrilles Hi-aa, Hi-aa aus dem Korb unablässig durch die Dunkelheit hallte. Also nahm ich den Korb und das klamme Nest meines Mantels und entfernte mich von Derrien und den anderen, fand einen Felsen, wo ich den Vogel in seinem Weidenkorb abstellte und mich selbst davorlegte, um sie beschützen zu können, sollte ihr Zetern noch mehr Mordgelüste wecken.

Wer sollte ihr verübeln, wütend zu schreien? Sie war in enger Finsternis eingeschlossen, konnte kaum die Schwingen bewegen und war halb verhungert. Bei Gelegenheit hätte sie mir zweifellos die Augen ausgekratzt.

Mit der aufgehenden Sonne quälten wir uns weiter. Immerhin hob sich die Stimmung beim Gefühl der guten, festen Erde unter den Füßen ein wenig, und einige Krieger stimmten sogar die Gesänge ihrer Vorväter an, was allen frischen Mut einzuflößen schien.

Endlich begann die Schneeschmelze. Der Himmel war wolkenlos, kein Regen in Sicht, und es gab gerade genug Wind, um die Kleider und Mäntel am Leib langsam zu trocknen. An diesem Tag schlugen wir schon früh unser Lager auf, damit die Männer auf die Jagd gehen konnten und vor Einbruch der Nacht zurückkehrten. Derrien und Olier, die beide ihre Pferde an den Sumpf verloren hatten, verschwanden mit ihren Bögen und kamen mit vier Enten, einem Hasen und einer Taube wieder. Govran näherte sich den Feuern mit einem kleinen Reh über den Schultern, und alles jubelte ihm zu. Andere kehrten mit Wasservögeln und Kaninchen und anderen Kleintieren zurück, die sie geschossen oder erspeert hatten. Balsant aber, unser einzig verbliebener Krieger zu Pferde, ritt mit Malo in den

Wald und tauchte schließlich im Osten am Horizont auf. Er schleifte einen Eber hinter sich her, der selbst tot und ausgeweidet noch ein Furcht einflößendes Tier war, ein Berg aus Borsten, Hauern und Blut. Wie mein Onkel es fertiggebracht hatte, dieses Tier alleine zu fangen und aufzuspießen, wo Malo und er doch unglaublich erschöpft sein mussten, war ein Wunder, aber er sorgte dafür, dass alle hungrigen Mäuler an diesem Abend sein Fleisch kosteten.

Zwei Tage später kamen wir zum Bettlerkönig. Ich wusste, wir näherten uns der Küste, denn durch den lichten Nebel schraubten sich Möwen, und der Geruch der See lag in der Luft, von Salz und dunkelgrünem Tang, der ans Ufer gespuckt worden war. Ich bildete mir ein, auch den Duft nasser Felsen und wellengeküsster Kiesel und Muscheln zu schmecken und sogar den metallischen Hauch der Meeresbewohner selbst. Hier gab es keinen Schnee mehr. Falls in letzter Zeit überhaupt welcher gefallen war, hatte ihn der Salzwind längst aufgezehrt. Nichts als Dünen und dichtes Gras, Ginster und Heidekraut.

Ich fragte Govran, woher der Bettlerkönig seinen Namen bekommen hatte, aber er wusste es nicht. Er sagte, selbst wenn der Herr dieses Landstrichs, der sich zwischen den Mündungen zweier großer Flüsse erstreckte, nur die Seeschwalben und den rauen Wind sein Eigen nennen konnte, wäre er noch immer ein reicherer Mann als mein Vater. Der Stallmeister gab acht, dass meine Ohren die einzigen waren, die das vernahmen.

Olier sah sie als Erster. Dann erhob sich hinter uns ein Raunen, als auch der Rest unserer Schar die Krieger auf der westlichen Anhöhe bemerkte. Wachtposten, die uns beobachteten. Manche zu Fuß, andere auf stämmigen Ponys, die für das Leben zwischen den windigen Dünen und verwitterten Felsen der

zerklüfteten Küste wie gemacht schienen. Speerspitzen bohrten sich in den tief hängenden Unterleib des Himmels. Eisenhelme grau wie Regenschleier. Gesichter, die wir aus einem Pfeilschuss Entfernung nicht deuten konnten, und doch spürten wir ihre Blicke auf uns lasten.

Wir wussten, es waren die Männer des Bettlerkönigs – der natürlich kein echter König war, wenigstens nicht in den Augen der anderen Könige und Herrscher von Aremorica. Aber was oder wer auch immer er war, er gebot über Krieger und Land und jetzt auch über uns, die wir ihn um Schutz ersuchen wollten. Und wir müssen einen recht erbärmlichen Anblick abgegeben haben, auch wenn unsere Krieger die Schultern hoben und mein Vater, der jetzt auf Malo saß, wieder zu alter Größe gefunden zu haben schien und fast aussah wie vorher, ehe König Claudas mit Feuer und Schwert nach Benoic gekommen war.

Aber Malos Anblick genügte, um allen, die Augen hatten, unsere Geschichte zu erzählen. Das mattschwarze Fell spannte sich über die deutlich sichtbaren Rippen. Sein Kopf war geneigt, die Ohren angelegt. Wir alle sahen aus wie Malo, gebeutelt und verloren. Welk wie die Weinreben nach der Dürre. Für mich aber war der Anblick des Hengstes das Schlimmste.

Die wenigen unserer Krieger, die ihre Schilde noch trugen und sie nicht im Sumpf aufgegeben hatten, hoben sie über die Köpfe, um den Beobachtern zu zeigen, dass wir in Frieden kamen. Nicht dass man uns für Angreifer hätte halten können, denn wir hatten mehr Frauen, Kinder und Greise in unseren Reihen als waffenfähige Männer. Wir folgten dem Pfad um die Biege nach Westen, am Rand der Anhöhe entlang, und da lag das Dorf vor uns, mit dem Rücken an die See geschmiegt. Wir sahen allerdings nicht mehr als die umgebende Palisade aus

angespitzten Pfählen und die Rauchfahnen, die sich dahinter erhoben. Braun vor Grau. Rost und Eisen.

Vor dem Tor erwartete uns eine Abordnung des Bettlerkönigs – ihr Anführer und etwa zwanzig Männer zu Pferd mit langen Speeren, weitere dreißig Mann zu Fuß. Die wenigsten trugen Helme, noch weniger Schwerter. Lederrüstungen, dicke Wolle, Felle. Speere, lange Messer, Bögen und kleine Schilde. Keine Klingen von der Qualität der Schwerter am Gürtel meines Vaters, meines Onkels oder einiger anderer Männer aus unserer Schar. Nein, sie boten wirklich keinen sonderlich beeindruckenden Anblick. Wir allerdings auch nicht. Die Krieger von Benoit waren alles andere als furchterregend. Nicht einmal Balsant oder meinem Vater haftete noch etwas von ihrem kriegerischen Glanz an.

Hinter den einfachen Kriegern des Bettlerkönigs hatte sich eine Gruppe aus Hökern und Händlern, verwehrten Kindern und lasziv lächelnden Frauen versammelt, um unsere Bedürfnisse zu stillen und uns um Geld oder mögliche Tauschwaren zu erleichtern. Sie tummelten sich mit Armen voll Brot und Weinschläuchen und Räucherfisch, der an den Kiemen aufgehängt war. Sie trugen Körbe, prall gefüllt mit unsichtbaren Verlockungen, und Eimer mit dampfender Suppe, bei deren Duft in der Meeresbrise uns das Wasser im Mund zusammenlief. Was natürlich auch beabsichtigt war.

»Die Zeit ist gekommen, wie Männer auszusehen«, knurrte Balsant über die Schulter, und ich sah Hectors Kopf in die Höhe schießen, als läge er in einer Schlinge, deren anderes Ende von einem Gott gezogen wurde. »Dieser Ort mag unsere Rettung sein. Mag unseren Bäuchen Essen und Wein und uns selbst ein Dach über dem Kopf bescheren, aber wir sind

Männer aus Benoic.« Auch der Magen meines Onkels musste sich beim köstlichen Duft der Fleischbrühe lautstark melden, aber er wollte verhindern, dass wir wie die Wilden aus den Bergen über die Händler herfielen.

»Hört auf Balsant«, rief meine Mutter. »Betragt euch mit Würde. Bei den Göttern, viel mehr ist uns sonst nicht geblieben.«

Mein Vater hob die Hand, und wir blieben in einem ungeordneten Haufen stehen. Hoch auf Malo schritt er voran, um den hageren Anführer der Abordnung zu treffen, und Balsant begleitete ihn. Mutter fauchte Hector an und schubste ihn vorwärts, der kurz Schwert und Umhang zu ordnen versuchte und sich dann beeilte, die Männer einzuholen.

Ich konnte nicht hören, was sie sagten, aber es kann nicht viel gewesen sein, denn bald setzten wir uns wieder in Bewegung. Ich hielt den Korb der Sperberin fest umklammert und spürte ihre Angst selbst durch das Flechtwerk, während die Leute um uns herum ihre letzten Kraftreserven anzapften, nur vom Willen getrieben, noch ein wenig weiterzugehen. Ins rettende Dorf.

Die Krieger des Bettlerkönigs halfen uns zwar nicht mit den Lasten, schlossen sich uns aber an und bildeten zu beiden Seiten eine Mauer aus Klängen und Muskeln, damit die Händler aus dem Dorf nicht zu uns gelangen konnten, solange wir es nicht wünschten.

»Wartet wenigstens, bis wir im Innern des Bollwerks sind, bevor ihr euch wie sabbernde Hunde auf sie werft«, rief Balsant, dessen Stimme über die ganze Länge unserer Schar zu vernehmen war und eine Menge Murren und Stöhnen hervorrief, denn viele waren schon fast dabei, das frisch gebackene Brot und den Wein und all die anderen verlockenden Herrlichkeiten

zu kosten. Wenn auch nur im Kopf. »Sobald wir zum Stehen kommen, kauft, falls ihr Münzen habt. Tauscht, falls ihr könnt. Falls ihr nicht könnt, verzagt nicht. Ihr werdet nicht verhungern, denn wir haben Absprachen mit unseren Gastgeber getroffen. Euer König wird dafür sorgen, dass niemand hungern muss.«

Die Männer jubelten ihrem König zu, die Frauen riefen die Götter an, meinen Vater zu schützen und zu begünstigen, meine Mutter jedoch verzog das Gesicht. Und Govran ebenfalls, der Hand in Hand mit seiner Frau Klervi neben mir ging.

»Deine Mutter weiß, was dieser Bettlerkönig für ein Spiel treibt«, sagte er leise. »Er ist großzügig, weil er weiß, dass wir weder den Mut noch die Kraft haben, ihm etwas abzuschlagen. Er wird dafür sorgen, dass dein Vater so viele Schulden anhäuft, bis sie geradewegs das Stroh in seinem Dach berühren.« Der Stallmeister schüttelte den Kopf. »Aber ich werde mich über eine warme Mahlzeit und ein Feuer und einen Schlauch mit gutem Wein nicht beklagen.« Er grinste seine Frau an. »Auch über schlechten nicht.«

Ich hörte kaum zu, hatte nur Augen für das seltsame Reich, in das es uns mit dem Durchqueren der Tore verschlagen hatte. Dieses Königreich am Saum des Ozeans. Soweit ich sehen konnte, gab es nur wenige feste Gebäude, aus denen Rauch durch die reetgedeckten Dächer strömte, sodass sie wie riesenhafte Hunde wirkten, die dampfend am Herdfeuer dösten. Da gab es eine Schmiede, aus der sich eine schwarze Schlange himmelwärts wandte, bis sie sich im Atem der See verlor. Es gab mehrere Werkstätten aus groben Holzpfteilern, in denen Handwerker schufteten, bis sie uns Vertriebene erblickten und ihre Hämmer und Hobel, Drehbänke und Dechsel eine Pause

einlegten. Wir waren Vagabunden, die wie Federn eines vom Fuchs gerissenen Vogels zum Tor hereinwehten.

Die übrigen Gebäude, die sich wie Ginsterbüsche an den Boden schmiegt und im Nebel zahlloser Torffeuer halb verborgen lagen, waren kaum mehr als Zelte aus Ziegen- oder Kalbshäuten; eingefettet, um Wind und Regen zu trotzen, ansonsten aber vor dem rauen Seewetter nur durch ihre Anordnung und die umgebende Palisade geschützt. Alles wirkte ohne Substanz, ein Städtchen aus Häuten und Rauch, das so aussah, als könnte es schon vom nächsten Windstoß aus dem Süden ins Meer gefegt werden. Und es stank. Zeltleder. Menschliche Abfälle. Faulender Fisch. Torfrauch und trocknender Tang. Und Menschen. So viele Menschen. Wie Miesmuscheln klammerten sie sich an dieses felsige Stück Land, derart dicht gedrängt, dass die Läuse, ohne zu hüpfen, vom einen zum andern wechseln konnten.

»Sieht nicht nach viel aus, was, Junge?«, meinte Govran, während wir Vater folgten, der von meinem Onkel und meinem Bruder begleitet auf Malo vorausritt. Wir kamen die breite Hauptstraße herauf und hatten Mühe, uns auf den glitschigen Schilfmatten, die schmale Wege durch den Schlamm bildeten, auf den Beinen zu halten. Viele aus unserer Schar hatten sich schon abgesetzt, um Essen zu kaufen, aber die meisten blieben doch bei ihrem König, trauten diesem fremden Ort mit seinen fremden Bewohnern nicht.

»Es ist immer noch mehr, als wir im Moment haben, Govran«, erwiderte meine Mutter, fluchte leise und lupfte den Saum ihres Kleides, der längst mit nassem Dreck besudelt war. Und als wir endlich rutschend und schlitternd vor der Halle des Königs ankamen, konnte ich die Scham meiner Mutter wie Hitzewellen

spüren. Sie sah finster drein, denn wir sollten dort im schmatzenden, schlüpfrigen Schlamm erst einmal warten. Bei allen Göttern, sie war eine Königin, ihr Gatte ein Kriegerkönig. Ein echter König, Herr von Benoic und Gebieter über Falken und Hengste. Der jetzt als Bittsteller zur Halle eines Prinzen kam, der nur über Möwen und Küste und Dünengras gebot, das die Bauern des Landesinneren gelegentlich kauften, um ihre Äcker für die Aussaat anzureichern.

Wir warteten so lange, dass ich meine Füße nicht mehr spüren konnte und sogar mit den Versuchen aufgehört hatte, die Zehen in den Schuhen einzurollen, um ein wenig Leben in ihnen zu halten. Ein Majordomus hatte uns wissen lassen, wir müssten uns ein wenig gedulden, damit die Halle für unseren Empfang vorbereitet werden konnte. Aber meine Mutter war davon überzeugt, dass es nur dazu diene, sie und Vater noch weiter zu erniedrigen, stand also starr da und weigerte sich, mit uns anderen vor Kälte zu zittern. Mein Vater sagte kein Wort, vielleicht weil er dachte, seine körperliche Anwesenheit und die Kraft seiner Königswürde wären genug. Oder er hatte nichts zu sagen. So oder so überließ er das Reden meinem Onkel, der schließlich den Mut hatte, den wolfsgesichtigen Anführer unserer Eskorte anzuknurren, unsere Frauen und Kinder seien hungrig und halb erfroren und er müsse verstehen, dass es nicht viel länger dauern würde, bis sich die Männer selbst darum kümmern, ihnen Essen und Zuflucht zu suchen, wo sie konnten.

»Ich will nachsehen, ob man schon für euch bereit ist, Herr«, sagte der Mann mit einem Nicken, denn er wusste einen Krieger vor sich und hatte gerade genug Respekt im Leib. Bevor er aber die Tür erreicht hatte, tauchte der Majordomus abermals

auf und verkündete, König Ban, seine Familie und eine kleine Gruppe ausgewählter Begleiter mögen eintreten.

»Raus aus der Kälte, hinein in ihre Schuld«, sagte meine Mutter. Balsant wies die übrigen Krieger und den Rest unserer Schar an, sich in Geduld zu üben, während er und der König für alle ein Dach über dem Kopf aushandelten, selbst wenn es nur eines aus Leder war. Alle nickten gehorsam, rieben sich die Hände und umarmten die frierenden Kinder.

»Und mögen sich unsere Vettern aus Benoic an all der Gastlichkeit laben, die bereitzustellen dem Bettlerkönig eine Freude ist«, sagte der Majordomus mit einem Lächeln wie Schmierfett.

Die Sperberin schrie vor Hunger. Mein Vater stieg ab, übergab Malos Zügel einem Diener und bot meiner Mutter den Arm an, die sich unterhakte, den Rücken durchdrückte und das Kinn hob. Mein Bruder drehte sich zu mir um und grinste, und ich hob den Korb so hoch, dass ich mich fast dahinter verstecken konnte. So betraten wir die Halle.



Es war ein herrliches Gefühl, wieder unter einem Dach zu stehen. Der Boden war dick mit getrocknetem Gras und Schilf ausgelegt und versüßte ein wenig die Luft, die nach dem Fischöl vieler kleiner Lampen und dem Torffeuern im großen Herd stank. Und nach uns, denn wir waren dreckig und übel riechend, und wie übel riechend wir wirklich waren, bemerkten wir erst, als wir den geschlossenen Raum betraten. Dafür war es hier trocken und warm, und jede flackernde Flamme ließ die Lebensgeister von Benoic wieder erwachen, verjagte unser Elend wie die Dunkelheit, die sich nur in kleinen Schattenpfützen im

Gebälk und in den Ecken und unter den langen Tischen hielt, wo Jagdhunde gelegen hätten, wäre der Mann vor uns ein echter König gewesen.

Aber der Herr dieser Halle war nicht wie mein Vater, wollte zu keiner Vorstellung von König passen, die ich im Kopf trug. Im scharfen Umriss der großen Herdflammen wirkte er eher wie etwas, das die See ans Ufer gespien hatte. Wie glitschiges Seegras, das sich um die Beine der Gänse und Schnepfen wickelt, die bei Ebbe Watt und vorgelagerte Riffe durchstöbern. Er war dürr wie ein Halm. Hatte fast keine Schultern. Keine Muskeln von Schild- oder Schwertwerk. Keine Beine wie Baumstämme, die sich je wacker einem Feind entgegengestellt hätten. Seine Haut war zu bleich für einen Küstenbewohner, wie Govran später bemerkte, die Wangen eingefallen, die Nase zu lang und die Haare ein sandfarbenes Nest, das allen Scheren zu spotten schien. Er war nicht stattlich oder Furcht einflößend wie Balsant. Nicht hochmütig oder edel wie die Sperberin in meinem Korb, nicht sanftmütig wie die Christenmönche, die aus Britannien nach Benoit gekommen waren, um mit rastlosen Zungen die große Macht ihres Gottes zu verkünden. Dafür sah er listig aus, dieser Herr der Zelte. Mir fiel es zunächst nicht auf – ich sah bloß einen Mann, der nichts von einem König an sich hatte –, aber Govran erkannte es sofort. Der Stallmeister durchschaute die Pferde und glaubte, auch die Menschen lesen zu können, und schärfte flüsternd allen in seiner Nähe ein, unser Gastgeber sei verschlagener als ein Fuchs, was meinem Bauch einen schmerzlichen Stich versetzte, denn ich vermisste Flamme sehr.

»Willkommen, Bruder!«, rief der Hausherr und breitete die Arme aus, als wollte er meinen Vater umarmen, der kaum das

trockne Gras unter seinen Schuhen bewegte, so starr stand er da, die stumpfe Speerspitze seines Volks. »Wir sehen wohl, wie sehr unsere Vettern aus Benoic gelitten haben«, verkündete der Bettlerkönig. »Ihr habt viel erdulden müssen.« Er verzog das Gesicht. »Vertrieben von euren Feinden, euer Volk hingeschlachtet.« Wieder richtete sich sein Blick auf meinen Vater. »Und wie Ihr Euch danach verzehren müsst wiederzuerlangen, was Ihr verloren habt, mächtiger König.« Die Augen in dem bleichen Gesicht schimmerten wie Glut in der Asche.

»König Claudas ist bei Nacht über uns hergefallen wie der Wolf über die Herde«, sagte meine Mutter, was ihr einen verächtlichen Blick meines Vaters eintrug, der wenig davon hielt, sein Volk mit Schafen verglichen zu wissen. Sein Recke Tewdr und all die anderen tapferen Männer, die gefallen waren, hatten Besseres verdient.

»Claudas wird sterben«, grollte mein Vater. Die umstehenden Krieger von Benoic murmelten halbherzig ihre Zustimmung.

»Keiner von uns kann dem Tode entinnen, großer König«, sagte der Bettlerkönig. »Aber lasst uns jetzt nicht auf solch düsteren Gedanken verharren. Ihr habt mich um meinen Schutz gebeten und sollt ihn haben, bis ihr bereit seid, uns wieder zu verlassen. Hier ist jeder willkommen.« Er schenkte meiner Mutter ein Lächeln. »Wir haben wenige Gesetze, und ich bin kein Tyrann.« Er klatschte zweimal in die Hände, und aus dem hinteren Teil der Halle, der in Dunkelheit gehüllt war, tauchten an die zwanzig Diener mit Krügen und Bechern auf. »Entspannt euch. Kommt wieder zu Kräften. Trinkt und esst. Was immer ich besitze, soll euer sein.«

»Nicht, solange mein Volk noch zitternd draußen im Matsch steht«, sagte mein Vater.

Balsant drehte sich um und nickte unseren Männern zu, die ebenfalls nickten, obwohl sie darauf brennen mussten, den sauren Nachgeschmack der Niederlage mit dem Wein und Bier des Bettlerkönigs herunterzuspülen.

»Wie Ihr wünscht, Herr König«, sagte der Bettlerkönig, klatschte abermals in die Hände und wies seine Diener an, auch den Menschen vor der Tür aufzuwarten. »Alle sollen versorgt sein. Aber gestattet mir jetzt, Eure Familie und Eure treuen Krieger zu bewirten«, sagte er und deutete auf Balsant und die anderen. »Und diese beiden stattlichen jungen Herren, die wohl Eure Söhne sein müssen, wie? Im Älteren erkenne ich Euer nobles Antlitz wieder, König Ban. Jeder Zoll Euer Thronfolger.« Der Bettlerkönig lächelte und sah mich an. »Dieser junge Prinz hingegen hat die Ehrfurcht gebietende Schönheit seiner Mutter geerbt.« Mit hochgezogener Augenbraue sah er meine Mutter an. »Er hat Eure durchringenden Augen, Königin Elaine. Euer inneres Feuer. Ja, kein Zweifel.«

Meine Mutter dankte unserem Gastgeber für seine Ehrbezeugung, ich aber wusste nicht recht, was ich von seinen Worten halten sollte, und sah ihn stirnrunzelnd an. Ein Krieger wie Derrien oder Olier hätte es fraglos als Beleidigung aufgefasst, schön genannt zu werden. Auch gefiel mir gar nicht, gesagt zu bekommen, ich sehe aus wie meine Mutter, Hector hingegen wie der geborene König. Meinem Bruder aber schien das durchaus zu behagen, denn er stand da in seinem zerschlissenen Umhang und seiner dreckigen Hose und versuchte, größer auszusehen, als er war.

Diener schlängelten sich mit Messingschüsseln voll warmem Wasser zwischen uns hindurch und trockneten uns sogar die Hände mit Leintüchern, nachdem wir den größten Schmutz

abgewaschen hatten. Dann brachte man uns Bretter mit Brot und Käse und Honig und Trockenobst, über die wir wie Wölfe herfielen. Nicht einmal Balsant oder Vater konnten widerstehen. Anstand und Würde so gut wie vergessen, kauten und schlangen sie, schoben sich das Essen in den Mund, um kurz darauf abseits an einem anderen Tisch alleine mit dem Bettlerkönig zu sprechen. Wir Übrigen genossen weiter die schlichte Fülle.

»Was sagt man dazu, wir haben es tatsächlich geschafft, Junge«, sagte Govran und grinste mich durch einen Mundvoll gereiften Käse an.

Olier kam herüber und schlug Govran auf den Rücken. »Wir kommen wieder zu Kräften, kaufen diesem König Pferde ab und reiten nach Benoic zurück. Und wenn König Claudas immer noch dasitzt und unseren Wein aus unseren Bechern säuft, schlachten wir ihn ab wie ein Mastschwein. Was hältst du davon, Govran?«

Govran spülte den Käse mit einem tiefen Zug Bier herunter und wischte sich mit dem Arm über die Lippen. »Lass uns fürs Erste ein oder zwei Tage genießen, dass wir noch am Leben sind, Mensch«, sagte er dem Krieger, sah mich an und schüttelte den Kopf. »Junges Heißblut. Immer diese Todessehnsucht. Denk dran, Junge, es gibt viele Wege, den Tod zu finden, ohne ihn direkt suchen zu müssen.«

Olier zuckte mit den Schultern und machte sich auf die Suche nach jemand anderem, der mit ihm und seinem Bier freudig Rache schwören wollte. Ich wusste, er würde in Derrien einen willigen Komplizen finden.

Im Stillen bewunderte ich Olier und genoss es, ihn darüber reden zu hören, König Claudas alles blutig heimzuzahlen.

Genau so sollte es sein. Das war mir klar. Ich fragte mich sogar, ob Govran nicht vielleicht den Mut verloren hatte, den er gehabt haben musste, als er damals Seite an Seite mit meinem Vater kämpfte.

Aus Knabensicht ist die Welt so einfach.

Wir aßen und wir tranken, und dann hatte Vater seine Unterredung mit dem Bettlerkönig beendet, und wir wurden in ein Areal nahe der Palisade am Ostrand des Ortes gebracht, wo man für die Gefolgschaft meines Vaters Zelte errichtet oder geleert hatte. Wir richteten uns so behaglich ein wie möglich, während meine Mutter und Balsant den gütigen Gastgeber in höchsten Tönen lobten, wiewohl sie innerlich ob dieser würdelosen Unterbringung kochen mussten.

Zelte und Matsch und Fisch. So würde unser Leben in absehbarer Zukunft aussehen. Zelte und Matsch und Fisch. Und Celice.



Das erste Mal sah ich sie zwei Tage nach unserer Ankunft auf dem Markt im nördlichen Teil der Stadt. Belebt von der salzigen Fischbrühe und begierig, Mutter und Vater und den anderen für kurze Zeit zu entkommen, hatte ich mich darangemacht, den Ort zu erkunden. Niemand schien etwas dagegen zu haben, falls sie überhaupt Notiz davon nahmen, dass ich oft das enge Zelt verließ, in dem ich mit dem besitzlosen König von Benoit, seiner Frau und dem Prinzen hauste.

»Versprich mir«, hatte meine Mutter gesagt, »dass du den Schutz der Befestigungen nicht verlässt.« Ich hatte mein Versprechen mit einem Kuss besiegelt, dann war ich frei.

Die Händler hatten einfache Stände errichtet oder ihre Waren

auf Häuten auf dem Boden ausgebreitet, der hier sanft in Richtung der Dünen jenseits der Palisaden anstieg und daher weniger matschig als der Rest des Städtchens war. Es gab die üblichen Lederwaren – Gürtel, Schuhe, Pferdehalfter und Sattelzeug – und Wollballen, Messer mit Knochengriff und Öltrüge und bunte Glasperlen und Broschen aus Messing oder Kupfer und eiserne Speerspitzen, Axtköpfe, Bögen und Pfeilbündel. Einige verkauften Pferde, andere Ziegen oder Schweine, Rinder, Hennen oder Frauen zum Stillen männlicher Begierden – oder eine Mischung von allem. Es war ein solches Durcheinander von Waren, dass man kaum sagen konnte, was ein bestimmter Mann oder eine bestimmte Frau eigentlich genau verkaufte. Und doch gab es hier, verglichen mit anderen Märkten, auf denen ich gewesen war, kaum etwas von Qualität zu sehen.

»Alles gestohlen«, erklärte Govran mir später am Abend. »Gewildert und geraubt und hierher ans Ende des Landes gebracht, wo der Bettlerkönig allen Dieben ein Nest gebaut hat. Nur das Beste, das Olivenöl und die guten Zuchtpferde, wird übers Meer nach Britannien verschifft. Der Rest wechselt von der Hand eines Banditen in die eines anderen, und der Bettlerkönig zweigt sich von jedem Geschäft seinen Anteil ab.«

»Fürchten ihn die Leute?«, wollte ich wissen. »Teilen sie deshalb mit ihm?«

»Sich fürchten? Nein, Junge. Er hat es nicht nötig, dass die Leute ihn fürchten. Nicht, solange er ein Schiff besitzt. Oder sogar zwei, wie es aussieht. Und diese Schiffe bringen seine Beute nach Britannien. Seine Macht hängt an seinem Reichtum, Kleiner.«

Nichts von alledem wusste ich, als ich Celice zum ersten Mal erblickte. Ich hörte sie schon, bevor meine Augen sie fanden.

Ich hatte gerade beobachtet, wie ein Mann eine Rappschecke misshandelte, ihre Flanke mit dem Zaumzeug auspeitschte, das sie sich nicht anlegen lassen wollte, da er ihr Vertrauen noch nicht gewonnen hatte. Sie wollte nicht stillhalten, und wer hätte ihr das verübeln können?

Ich war drauf und dran, meine Hilfe anzubieten, da ich sicher war, sie aufzäumen zu können, falls sich ein Schemel finden ließe, als ich ein Lied im Wind vernahm. Ein Lied, das meine Mutter mir früher vorgesungen hatte, damit ich einschlief, über einen Helden längst vergangener Tage, der Balor, den Gott des Todes, bekämpfte und besiegte und so seine Gemahlin wieder zum Leben erwecken konnte. Aber selbst meine Mutter hatte es nie so gesungen, wie ich es jetzt hörte. Ich ließ Mann und Stute stehen und folgte der Stimme, zwängte mich durch eine Menschentraube und platzte auf der anderen Seite heraus wie der Stöpsel aus der Flasche.

Und da war sie. Sie saß in einer langen Tunika aus weißem Leinen auf einem Fass, hatte die Knie vor der Brust umschlungen und sang. Sie war viel älter als ich. Vielleicht vierzehn. Sie hatte helles Haar und blasse Haut und war so schön, dass es fast wehtat, sie auch nur anzusehen. In meinem Körper schien sich etwas auf mächtigen Schwingen emporzuheben. Ein Feuer war in meinen Wangen und auf der Kopfhaut entbrannt, und ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass dieses Mädchen mich ansah, mich inmitten der Menge erblickte. Gleichzeitig verspürte ich eine unerklärliche Furcht, sie könnte mich tatsächlich ansehen.

»Habt ihr jemals eine Stimme wie die von meiner Celice gehört?«, forderte ein Mann, den ich für ihren Vater hielt, die versammelte Menge heraus. »In ganz Aremorica gibt es nur ein

Ding, das noch süßer ist, und das ist dieser Apfelwein hier, der sich bald auf den Weg zu einem der großen Könige Britanniens macht.« Er grinste und klopfte auf eines der Fässer, die neben ihm gestapelt standen und von einem Mann mit großem Bauch und langer Axt bewacht wurden, der gelangweilt dreinschaute und vom Gesang des Mädchens gänzlich unberührt schien. »Na gut, bis auf diese paar Fässer neben mir. Die sind leider beschädigt, versteht ihr?«

Der große Mann neben ihm grinste und schnipste mit dem Finger gegen die Wange seiner Axt, wohl um anzudeuten, dass die Beschädigung kein Unfall gewesen war.

»Und einem König können wir schlecht beschädigte Fässer schicken, richtig?«, sagte der Händler. »Was natürlich bedeutet, dass ich sie euch hier zu einem Preis überlassen muss, der mich und meine Kleine an den Rand des Hungertods treibt, aber was soll ich tun?«

Celice sang weiter, und ich starrte sie noch immer an, während ihr Vater die Güte seines Apfelweins pries und sich die Menschen ringsum schon die Lippen leckten, als sich ihr blonder Kopf plötzlich drehte und mich diese blauen Augen direkt ansahen. Und diese Stimme, die süßer war, als es aller Apfelwein je hätte sein können, sang für mich. Wäre ich die Sperberin gewesen, ich hätte wild mit den Schwingen geschlagen und mich in meiner Fußfessel verheddert. Aber ich war ein kleiner Junge und tat das Einzige, was mir als kleinem Jungen übrig blieb.

Ich rannte davon.

4

PELLEAS

Ich gab meiner Scham einen Tag, dass sie versiegen möge, bis ich mich erneut aufmachte, nach Celice zu suchen. Und wieder sang sie, diesmal eine fröhlichere Melodie, und ihre Stimme war noch süßer, als ich sie in Erinnerung hatte, schlug Wellen wie ein Fink im Fluge, wohlklingend und verzaubernd. Und wieder versammelte ihre Stimme eine Menschenmenge um den Stand ihres Vaters, der heute große Tonkrüge mit Olivenöl aus irgendeinem fernen Land feilbot. Diesmal war nichts »so seidig, so reich und heilsam wie die Stimme meiner liebrenden Tochter«. Nichts, abgesehen natürlich vom Inhalt dieser Amphoren, die er einem Händler abgekauft habe, der zu einem Ort namens Pyros, einer Insel vor der Küste Cambrias in Britannien unterwegs gewesen sei. Anscheinend lebten die Christenmönche dort auf diesem zerklüfteten Felsen von Gebeten, noch mehr Gebeten und griechischem Olivenöl. Nun würden ihrer nächsten Lieferung ein paar Amphoren fehlen.

Ich stierte und hampelte herum und wünschte mit aller Kraft, wieder von diesen blauen Augen gesehen zu werden. Einmal hatte ich fast das Gefühl, sie hätte mich erblickt, allerdings so flüchtig, dass ich mir nicht sicher sein konnte. Und als ihr Vater seine Geschäfte und Celice ihr Lied beendet hatte, kam ich mir im Angesicht der schwindenden Menschenmenge wie ein

Krebs vor, der bei Ebbe in einem Tümpel strandet, kroch dementsprechend beschämt von dannen und schimpfte mich einen Feigling.

Zwei Tage blieb ich dem Markt fern. Ich fütterte die Sperberin mit allem, was ich an Fleischresten ergattern konnte, und nahm sie ab und an aus dem Käfig, um sie an mich zu gewöhnen. Ich striegelte Malo und half Govran, Sattel und Geschirr zu säubern und zu polieren. Ich saß neben Hector und sah zu, wie er Vaters Schwert schärfte, und begleitete unseren alten Majordomus Meven, als er zum Lagerhaus des Bettlerkönigs ging, um zwei Weinschläuche aus dessen privatem Vorrat in Empfang zu nehmen, als kleines Zeichen seiner Gewogenheit meinen Eltern gegenüber.

Aber immer hatte ich Celice' Stimme im Ohr. Ihr Gesicht vor Augen. So fand ich mich bei Anbruch des dritten Tages schlingernd im Matsch wieder, als ich mich von feinem Sprühregen begleitet erneut auf die Suche nach ihr begab.

Der Markt war voller als je zuvor. Heute schienen doppelt so viele Händler da zu sein, die ihre Waren verscherbelten, Leute aufforderten, sich ihre Auslagen anzusehen, oder untereinander feilschten. Ein alter Mann tauschte ein Paar Stiefel gegen ein Paar tote Hasen und ein kleines Messer. Eine Frau tauschte bei einem dunkelhäutigen Mann eine Halskette aus Bernstein gegen zwei Weinschläuche und eine kleine Kupfermünze. An diesem Morgen sah ich auch ein halbes Dutzend Krieger des Bettlerkönigs, die sich durch die Menge schlängelten, und weitere bewachten einen Mann, der Zinnbarren mit einer großen Messingwaage abwog. Soweit ich hören konnte, war im Morgenrauen mit der Flut ein Schiff gekommen, das aus Irland, dem Land der Gälén, zurückkehrte, und jener Zinn war Teil seiner Fracht gewesen.

»Bald wird er ein richtiger König sein«, hörte ich meine Mutter über den Bettlerkönig zu Hector sagen, der sie gefragt hatte, wann wir nach Benoit zurückkehren würden, um wiederzugewinnen, was uns gehörte. »Und wenn er ein richtiger König ist, werden wir ihn davon überzeugen, uns gegen König Claudas zu helfen.«

Ich wusste, dass Zinn einen hohen Wert hatte, war aber dennoch schockiert davon, wie gierig sich die Leute im Regen darum scharten, sodass die Kämpfer des Bettlerkönigs die Menge immer wieder mit ihren Speerschäften zurückstoßen und brüllen mussten, sie sollten Abstand halten, damit man überhaupt Geschäfte machen könne.

Aber das Zinn interessierte mich nicht. Verglichen damit, einen kurzen Blick auf Celice zu erhaschen, war es vollkommen wertlos. Dieses Mal würde ich sie anlächeln, das nahm ich mir fest vor. Vielleicht würde ich ihr sogar sagen, wie wundervoll ihr Gesang war. Das Beste, was ich in meinem Leben gehört hatte.

Da war ihr Vater, der noch immer versuchte, sein griechisches Öl an den Mann zu bringen und darüber hinaus einen stattlichen Helm mit Kamm und Wangenklappen aus Stahl. Sein Leibwächter war heute ein anderer, und drei oder vier Leute standen herum und bewunderten den Helm, aber Celice war nirgendwo zu sehen. Wo war sie? Ihr Vater sollte doch sicher seine Lügen feilbieten und verkünden, nichts scheine heller als seine Tochter, abgesehen von ebendiesem Helm, der römischer Machart war, behauptete jedenfalls einer der Umstehenden. Warum sang Celice nicht, um die Kunden wie sonst zu seinem Stand zu locken?

Hatte ich den Mut, ihren Vater zu fragen, wo sie steckte? Er

würde mich bestimmt auslachen. Würde fragen, woher ich seine Tochter kannte, und ich kannte sie ja gar nicht. Hatte nicht ein einziges Wort mit ihr gewechselt, wusste nicht einmal, ob sie mich überhaupt erkennen würde, denn ich konnte mir nicht sicher sein, dass sich unsere Blicke getroffen hatten. Nicht wirklich.

Nein, ich würde nicht nach ihr fragen. Ich würde über den Markt wandern, falls nötig durch den ganzen Ort, bis ich sie gefunden hatte. Und dann würde ich ihr erklären, dass ich ein Prinz aus Benoit war, und sie bitten, für mich zu singen.

Tapfer und entschlossen wandte ich mich von dem Lügner und seinem römischen Helm ab, da sah ich den feisten Wächter mit der langen Axt, der sonst über Celice' Vater und seine Ware wachte. Er stand vor einem großen Zelt aus dickem Leder, in dem wohl Celice mit ihrem Vater wohnen musste. Zweifellos hütete der Mann die Waren seines Herrn.

Oder ... aber ... was, wenn Celice in diesem Zelt war? Plötzlich hatte ich deutlich vor Augen, wie sie krank darniederlag, was natürlich auch erklärte, warum sie ihrem Vater an diesem Morgen nicht helfen konnte. Ich ging auf das Zelt zu. Meine nackten Füße schmatzten im kalten Matsch, und der große Mann starrte mich an.

»Wo ist Celice?«, fragte ich ihn.

»Wer will das wissen, Bursche?«, fragte er.

»Ich«, sagte ich.

Er spuckte in den Matsch. »Und wer bist du, kleiner Mann?«

Kurz überlegte ich, ihm die Wahrheit zu sagen. Bestimmt würde er mich nicht mehr mit solcher Verachtung mustern, wenn er erfuhr, dass ich ein Prinz war. Nur hatte Govran mich davor gewarnt, irgendwem zu erzählen, wer ich war, da wir uns

in dieser seltsamen Stadt nicht sicher sein konnten, wer Freund und wer Feind war.

»Ich bin ...«, setzte ich an und verstummte. Ich konnte schwerlich sagen, dass ich ihr Freund sei, wenn es nicht stimmte. Fieberhaft dachte ich nach. »Celice hat eine herrliche Stimme«, sagte ich.

Er grunzte bloß, was mein Blut sofort in Wallung brachte.

»Dein Herr wird sich gedulden müssen. Sie kann gerade nicht gestört werden«, sagte er. »Und jetzt verpiss dich, kleiner Mann.«

Ich stand da. Hasste ihn. Wusste nicht, was ich tun sollte.

»Verpiss dich, hab ich gesagt«, knurrte er und holte halbherzig mit der Riesenaxt nach mir aus, ehe er sich wieder gerade aufrichtete.

Dein Herr wird sich gedulden müssen. Was meinte er damit?

Ich ging ein Stück weiter, bis mich Menschen und Zelte vor ihm verbargen, dann lief ich zurück und näherte mich der Rückseite des großen Zelts, wo mich der Mann mit dem fetten Wanst nicht sehen konnte. Ich musste wissen, ob Celice darin war. Meine größte Angst war zur einleuchtendsten Erklärung für ihre Abwesenheit geworden: Sie war krank, siechte vielleicht gar an einer besonders schrecklichen Krankheit dahin, aber da musste es etwas geben, was ich für sie tun konnte. Vielleicht konnte ich ihr etwas von dem Wein bringen, den meine Eltern vom Bettlerkönig erhalten hatten. Ihr die Sperberin zeigen, um sie aufzuheitern. Irgendwas.

In der Rückwand des Zelts fand ich einen schmalen Riss, klein genug zwar, um nicht sofort bemerkt zu werden, aber weit genug, um hindurchzusehen. Ich wartete, bis zwei Männer mit vielen Körben an mir vorbeigegangen waren, wohl auf dem

Weg zur Küste, um Seetang zu sammeln. Ich wollte nicht dabei beobachtet werden, wie ich in anderer Leute Zelt spähte. Nicht dass mich irgendwer beachtet hätte. Der Tag war grau, der leichte Regen fiel noch immer, und war in dieser Stadt nicht so wieso jeder ein Dieb? Hatte zumindest Govran gesagt.

Ich hörte ein helles Lachen, das nur von Celice gekommen sein konnte und mich aus irgendeinem Grund wie ein Faustschlag traf. Offenkundig war sie keineswegs krank, also ging ich in die Hocke, kniff ein Auge zu und legte das andere an den Schlitz. Ich roch Leder und Kiefernharz.

Und sah sie. Ihr langes Haar und ihre linke Schulter und die sanfte Wölbung ihrer Brust, die weiß im Halbdunkel schimmerte. Weiß vor der dunkleren Haut der Hand, die auf ihr lag, die Finger spreizte und zudrückte, bis die ganze Brust bedeckt war und der Mann, zu dem die Hand gehörte, zufrieden grunzte.

»Wenn du die andere anfassen willst, kostet dich das noch eine Münze«, sagte Celice. »Zwei, wenn du mich da unten anfassen willst.«

Ich riss mich vom Zelt los, mein Magen in Aufruhr, als hätte ich verdorbenes Fleisch gegessen, und fuhr herum. Ich sah ein gebeugtes altes Weib, das mich beobachtete und grinste und zahnlos kicherte. Ich rannte davon, rutschte und schlitterte durch den Schlamm, brannte vor Scham, die Augen voll Regen und der Kopf voll von dem, was ich beobachtet hatte. Wie konnte sie sich von diesem Mann so berühren lassen? Warum sollte sie das tun? Celice hatte mich betrogen, und ich rannte, vorbei an den Männern, die ihre Zinnbarren wogen, quetschte mich durch eine Menschenmenge, die sich um einen gewaltigen Mann gebildet hatte, der mit zwei Ambossen Kraftakte vor-

führte. Und dann sah ich etwas, das mich sofort schmatzend zum Stehen brachte.

Flamme! Das konnte nur er sein. Der schwarze Tupfer im weißen Fell über seiner Kehle. Die schwarze Socke, die am rechten Vorderlauf länger als am linken war. Er hatte mich ebenfalls erkannt, saß da und beobachtete mich, obwohl er bereits die Aufmerksamkeit mehrerer Männer und Frauen erregt hatte, die zweifellos einen glänzenden Pelz vor sich sahen, den es zu erbeuten galt. Dann drehte der Fuchs sich um und lief davon, ich hinterher.

Ich wob mich zwischen Ständen und Zelten hindurch. Sprang über eine Auslage aus Rindsleder mit Gürtelschnallen und Fibeln hinweg. Um einen Stapel Fässer und einen Rahmen herum, in dem das Fell eines Hirschs zum Gerben aufgespannt war. Zwischen einem Mann und einer Frau hindurch, die sich anschrien. An einem Haufen lüsterner, schlecht gekleideter Frauen vorbei, die mir lachend hinterherriefen. Der Fuchs wurde nicht langsamer, war wie ein flüchtiger Feuerpfeil, lockte mich mit seiner buschig lodernden Schwanzspitze immer weiter.

»Pass doch auf!«, bellte mich ein Mann an, der meinetwegen einige Holzscheite fallen ließ.

»Was hast du geklaut, Bürschchen?«, brüllte mir ein pockenarbigter Krieger hinterher. Ein zweiter versuchte, mich zu packen, aber ebenso gut hätte er den Rauch einfangen mögen, und ich schlängelte mich hinfort. Sprang über Zeltleinen und Holzpflocke und schlitterte durch den Matsch, hielt mich aber auf den Beinen, dann um die Hinterteile zweier angebundener Stuten herum, um gerade noch rechtzeitig zu sehen, wie Flamme sich flach an den Boden drückte und unter dem Saum eines Zeltes verschwand.

Schwer atmend kam ich zum Stehen. Das Zelt war größer als die meisten anderen in der Umgebung. Ich umrundete es und sah, dass der Eingang nicht verschlossen war. Er hing einen Spaltbreit offen, dahinter flackerte eine Öllampe. Die süßliche Würze schwelender Kräuter lag in der Luft. Eine fahle Rauchfahne floss in den grauen Himmel. Ich konnte nicht einfach eintreten, konnte aber auch nicht herumstehen in dem Wissen, dass Flamme gesund und munter im Innern wartete, wo ich mir doch sicher gewesen war, ihn nie wiederzusehen.

Langsam und vorsichtig schob ich die Zelttür beiseite, holte tief Luft, als wollte ich meine Brust mit Mut füllen, und trat ein.

Drinnen lag der Rauch so dicht, dass ich hustete und mit den Händen wedelte, während sich meine Augen ans Halbdunkel gewöhnten, in dessen Mitte eine hohe, stete Flamme brannte. Nicht genug, um den Innenraum zu erleuchten, aber ausreichend, um ihr Gesicht anzustrahlen.

»Hallo, Lancelot«, sagte sie. Diese Frau mit ihrem goldenen Haar. Diese Herrin, die so aussah, wie man sich gern die Göttinnen Epona und Macha vorstellt, heiter und weise und schön.

»Hallo«, sagte ich und dachte nicht einmal daran, sie zu fragen, woher sie meinen Namen kannte.

Vom schmalen Deckenbalken hingen getrocknete Pflanzen und allerhand seltsame Dinge herab. Kleine Pferde und Vögel und auch Menschen, aus geflochtenem Gras und Schilf gefertigt. Sie schwangen sachte im sanften Wind, der sich hin und wieder durch die Lücke stahl, die ich in der Zelttür hinterlassen hatte.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte sie und beugte sich ein wenig vor, sodass ihr Gesicht noch deutlicher zu sehen war.

Ich sah Flamme an. Der Fuchs saß neben ihrem Stuhl und betrachtete mich mit seinen bernsteinfarbenen Augen.

»Das ist mein Fuchs«, sagte ich.

Die goldene Herrin hob eine Braue. Der Ansatz eines Lächelns umspielte ihre Lippen. »Ist er das?«, sagte sie.

Ich fragte mich, warum das Tier nicht zu mir gekommen war, aber ruhig neben dieser Fremden saß. Hatte er all die Abende vergessen, an denen ich ihn von meinem eigenen Teller gefüttert hatte?

»Er heißt Flamme«, sagte ich.

»Ein guter Name«, sagte die Herrin. »Nun erzähl mir, wie geht es deiner Sperberdame? Du überfütterst sie doch nicht, oder? Um das lange Hungern der vergangenen Tage wiedergutzumachen?« Sie hob das Kinn in Richtung Zelteingang. »Als ihr da draußen gemeinsam durch die Wildnis gekommen seid.«

»Woher wisst Ihr, dass ich eine Sperberin habe, Herrin?«, fragte ich.

Sie deutete ein Achselzucken an. »Ich kann sie in ihrem Körbchen klagen hören. Ich erkenne die Stimme der Sperber, wenn ich sie höre.« Sie lächelte warmherzig. »Und ich teile deine Zuneigung für diese bemerkenswerten Geschöpfe, Lancelot.«

»Ihre Schwanzfedern sind umgeknickt«, sagte ich. Ich hatte das Bedürfnis, dies einzugestehen, denn es war schließlich meine Schuld. »Von der langen Zeit im Käfig.«

Die Herrin nickte. »Du musst sie in heißes Wasser tauchen. Heißes, kein kochendes. Und nicht allzu lang. Sagen wir ... die Zeit, die du brauchst, um dir die Schuhe anzuziehen.« Sie sah auf meine nackten Füße herab. »Falls du welche hättest.«

Sie machte sich über mich lustig.

»Sie wird mich dafür hassen«, sagte ich und stellte mir die wütenden Schreie und hasserfüllten Blicke des Vogels vor, wenn ich ihren Schwanz in brühwarmes Wasser tauchte.

»Hast du sie schon abgerichtet?«, fragte die Herrin.

»Nein«, gab ich zu.

Sie nickte. »Was hast du dann zu verlieren? Je eher, desto besser. Wenn sie wieder richtig fliegen kann, wird sie wissen, dass sie es dir zu verdanken hat. Natürlich wird sie es dir nicht danken. Sperber sind nie unsere Freunde. Aber sie wird es wissen.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Sah wieder Flamme an. Der Fuchs betrachtete die goldene Herrin und stieß ein kehliges Gurren aus, woraufhin die Herrin einem irdenen Krug eine tote Wühlmaus entnahm und sie zwischen Flammes aufgesperrte Kiefer fallen ließ. Der Fuchs kaute und knirschte, seine Geräusche erfüllten das dunstige, kräuterschwangere Zelt.

»Willst du es also tun? Mit dem heißen Wasser?«

»Ja, Herrin«, sagte ich.

»Gut.« Sie lehnte sich auf dem Stuhl zurück, ihr Gesicht verschwamm im Schatten. »Sag mir, wie lange will Benoics König an diesem stinkenden Ort verbleiben?«

Ich zuckte mit den Schultern. »König Claudas hat unser Heim angegriffen. Wir können sonst nirgendwo hin.«

»Möglich«, sagte sie. Ich hielt das für eine seltsame Aussage und spürte plötzlich einen nagenden Verdacht in mir aufsteigen. Was, wenn diese goldene Herrin unser Feind war? Sie mochte sich Flammes Zuneigung mit ein paar Leckerbissen erkaufte haben. Mit Wühlmäusen und Kaninchen und dergleichen. Mein Vertrauen hatte sie hingegen noch nicht gewonnen, und ich wusste, ich sollte gehen. Wusste, ich hätte ihr Zelt gar nicht erst betreten dürfen.

Dann wurde die Zelttür beiseite gezogen, und Licht flutete herein. Ich drehte mich um und sah einen großen Mann im Eingang stehen, von Kopf bis Fuß in nassen Pelz gehüllt. Sein

Gesicht schien nur aus Bart und zusammengezogenen Brauen zu bestehen.

»Ist er das?«, fragte der Mann.

Ich wartete nicht darauf herauszufinden, wer er war, sondern rannte los, schlüpfte an seinen mächtigen Händen vorbei durch den Spalt nach draußen, ehe sie mich zu fassen kriegten.

Dann war ich wieder unter freiem Himmel und beschleunigte. Durch Matsch und Regen zurück zu den Meinen.



In unserer zehnten Nacht als seine Gäste wollte der Bettlerkönig am Vorabend ein Fest für uns geben. Wir alle, die wir Haus und Hof verlassen und den Marsch nach Norden überlebt hatten, sollten uns auf Kosten unseres Gastgebers an einem Bankett laben.

»Nur jetzt auf seine Kosten, später auf unsere«, hatte meine Mutter angemerkt, aber selbst die Gedanken an unsere Schuld beim Bettlerkönig, die stetig wuchs, konnten nicht die Vorfreude schmälern, die unter den Vertriebenen von Benoit eine Aufregung wie in einem Bienenstock auslöste. Männer und Frauen schrubbten ihre Kleider und kämmteten sich die Haare und legten an, was ihnen an Aufputz geblieben war – alle Halsketten, Ringe, Schnallen und Fibeln, die noch nicht gegen Essen oder Wein oder andere kleine Annehmlichkeiten eingetauscht worden waren.

»Willkommen an meiner Tafel«, verkündete der Bettlerkönig, als sich die Vertriebenen in seine Halle ergossen, sich entlang der Seitenwände und überall zwischen den Tischen verteilten. Sie die Hände am Lampenfeuer wärmten. Alle brannten vor

Scham, waren heimlich empört, dass andere nicht so gelitten hatten wie sie, und wollten doch gierig und gerne alle Almosen annehmen, derer sie habhaft würden. »Heute Nacht sollt ihr alle tief und fest und mit vollen Bäuchen schlafen«, sagte unser Gastgeber. »Das ist mein Geschenk an euch, zu Ehren unserer Freundschaft.« Er breitete die Arme aus und lächelte. »Setzt euch, liebe Leute aus Benoic. Entspannt euch. Lächelt und lacht und vergesst für den Moment eure Mühsal.«

Viel gelacht wurde nicht, als wir uns unter lautem Murmeln nebeneinander auf die Bänke zwängten, die Krieger von Benoic so nah bei ihrem König wie eben möglich, die Frauen und Kinder und Alten, wo sie konnten. Ich quetschte mich zwischen Govran und Derrien, gegenüber saßen Vater und Mutter und Hector und Balsant. Ich wurde zwischen den beiden Männern beinahe erdrückt, schaffte es aber irgendwie, den Weidenkorb der Sperberin vor mir unterm Tisch abzustellen und das Türchen in meine Richtung zu drehen, damit ich ihr etwas Fleisch abgeben könnte, falls wir genug bekämen.

Sie schrie und zeterte, denn überall legten Männer mit lautem Getöse ihre Speere, Äxte und Schwerter auf den Schilfmatten ab, nebst Häuflein all jener Besitztümer, die in den Zelten zurückzulassen sie sich nicht getraut hatten. Du schreist ja jetzt schon, dann warte mal ab, bis ich deinen Schwanz in heißes Wasser tunke, dachte ich, da mir der Rat der goldenen Herrin in den Kopf kam. Ich hatte sie kein weiteres Mal gesehen und niemandem von ihr erzählt. Auch nicht von Celice, denn wem hätte ich es erzählen sollen? Ich wollte sie lieber vergessen. Vor allem das, was ich durch den Schlitz im Zelt ihres Vaters erblickt hatte.

Ki-ki-ki-ki! Die Sperberin in ihrem dunklen Nest. Ich fragte

mich, ob die goldene Herrin sie auch jetzt noch hören konnte, wo immer sie sein mochte. Und ich fragte mich, ob Flamme noch immer an ihrer Seite oder wieder verschwunden war, sie genauso im Stich gelassen hatte wie mich.

»Behalte den Vogel im Auge, Junge«, sagte Derrien und lehnte sich auf mich, denn er war schon bei seinem dritten Becher. Ihm waren die gebrochenen Schwanzfedern als Erstem aufgefallen, und ich hoffte, dass Derrien, der etwas von Greifvögeln zu verstehen schien, mir vielleicht in den kommenden Tagen mit ihrem Schwanz und dem Abtragen helfen könnte. Mittlerweile war Hoels begonnene Arbeit sicherlich zunichtegemacht und der Vogel wieder wild wie am Tag, als wir ihn gefangen hatten. »Die ganze Stadt, wenn man es überhaupt eine Stadt nennen kann, wimmelt von Gesetzlosen und Halsabschneidern«, fuhr er fort. »Der Abschaum aus hundert anderen Ortschaften. Der Abfall der zivilisierten Welt.« Seine Worte vermischten sich etwas undeutlich. »Lass dir das gesagt sein, Junge. Für so einen Vogel und das Silber, das er einbringt, würde jeder von denen töten, selbst mit den kaputten Schwanzfedern.«

»Ich würde nie zulassen, dass sie jemand kriegt«, sagte ich. Er nickte und zerzauste mir mit einer Hand die Haare, während ich unterm Tisch meine Beine an den Weidenkorb drückte und fürchtete, einer der Seetang-Sammler oder eine der lüsternen, anzüglichen Frauen, die ich hier und da gesehen hatte, könnte auf Händen und Füßen unsichtbar unter dem Tisch herumkriechen, um mir die Sperberin zu stehlen.

Immer noch klagte sie in ihrer beengten Finsternis. Sie brauchte Fleisch. Wir alle konnten den Eintopf über dem Herdfeuer riechen, und nach den kargen Mahlen der letzten Tage

zogen sich unsere Mägen erwartungsvoll zusammen, was auch immer genau in den Kesseln schwimmen mochte. Das Geschrei des Vogels konnte aber auch von Angst genährt sein, denn der Lärm in der Halle schwoll an, je weiter die Zungen der Menschen auf dem Wein davonsegelten. Ich durfte sogar Bier trinken, hatte bereits einen Becher geleert, und gerade schenkte mir Govran aus seinem eigenen nach. Ich fühlte mich wie ein Mann. Wahrhaftig war ich nicht länger ein achtjähriger Knabe, sondern einer der Krieger von Benoit.

Das Bier macht uns alle zu Narren, jung und alt und alles dazwischen.

Ich spürte die Röte in meinen Wangen und fühlte mich seltsam tapfer, denn schon überlegte ich, meinem Vater vom Treffen mit der goldenen Herrin zu erzählen. Sie hatte mich gekannt. Hatte gewusst, dass ich der Sohn von König Ban war. Vielleicht kannte mein Vater also auch sie. Jeder, der sie einmal getroffen hatte, würde sich an sie erinnern, daran hegte ich keinen Zweifel.

Ehe ich mir aber ein Herz gefasst und quer über den Tisch gerufen hatte, da ich auf eine Lücke im Gesprächsfluss meiner Eltern wartete, machte der Bettlerkönig abermals auf sich aufmerksam. Er hüpfte behände zwischen Reunan dem Töpfer und seiner Frau Briaca auf die Bank und rief laut seinen Dienern zu, sie sollten ein bestimmtes Gericht hereinbringen, das nach Meer schmeckte, offenbar seine Lieblingsspeise war und uns den schlimmsten Hunger nehmen würde, damit wir den folgenden Hauptgang auch wirklich genießen konnten.

»Werter König, Männer von Benoit«, sagte der Bettlerkönig und wies die Dienerschaft an, zuerst den Männern aufzutischen. »Wenn mein Wein euch belebt hat, wenn mein Bier

euch Licht ins Elend gebracht hat, dann wartet nur, bis ihr die Miesmuscheln gekostet habt, und ihr versteht, warum wir hier am Landesende wohnen!« Seine eigenen Krieger grölten und prosteten ihm und uns gleichermaßen zu, während sich die zwanzig Diener, die jeder eine dampfende, in Tuch eingeschlagene Tonschüssel hielten, in regelmäßigen Abständen hinter den Kriegern an unserem Tisch aufstellten, die dasaßen und in ihre zerzausten Bärte sabberten.

Govran sah seine Frau Klervi am Nachbartisch an, und sie schenkte ihm ein so liebevolles Lächeln, dass es mir die Brust zusammenschnürte. Ich sah meine Mutter an, die meinem Onkel soeben Wein nachschenkte. »Schon mal Muscheln probiert, Kleiner?«, fragte Govran. Ich schüttelte den Kopf, und er grinste, schien gespannt darauf zu warten, was ich zu dem saftigen Fleisch in diesen klaffenden schwarzblauen Schalen sagen würde. Schon das Aroma war genug, mir den Kopf zu verdrehen. Butter und Wein. Petersilie und Zwiebeln. Ich fragte mich, ob die Sperberin diesen seltsamen Schatz aus dem Meer würde essen wollen. Vielleicht konnte der Hunger auch ihren Geschmackshorizont erweitern. Oder sie würde warten müssen auf das, was da an Fleisch in dem blubbernden Eintopf über dem Feuer hing. Auch wenn ich wusste, dass sie eigentlich rohes Fleisch brauchte.

Sowie die Diener die ersten Tonschüsseln auf den Tisch gestellt hatten, fielen unsere Krieger darüber her, plünderten sie regelrecht, grapschten nach den dampfenden Muscheln, schaufelten sie mit den dreckigen Fingern heraus oder benutzten die Schalen selbst als Zangen, um das Fleisch abzulösen, ehe sie es sich in den Mund stopften, ein einziges Schlürfen und beglücktes Stöhnen und Pusten auf heiße Finger. Dicker Saft troff

durch die Bärte. Grinsen. Gelächter. Ein fieberhaftes Fressen. Selbst mein Vater fiel mit wilder Lust über das Essen her und schien in diesem Moment wieder ganz der Alte zu sein.

Ich wollte nach der Schüssel greifen, die vor Derrien stand, als etwas Warmes über die nackte Haut meines Armes zischte. Blut. Ich blickte auf und sah die Klinge, die gerade aus Derriens Kehle gezogen wurde. Sah den Diener hinter ihm mit zusammengebissenen Zähnen stehen, eine halbe Drehung vollführen und das Messer dem Mann neben Derrien in den Rücken rammen.

Der Tod war in die Halle gekommen.

Unsere Krieger konnten sich nicht schnell genug von den Sitzbänken erheben, konnten ihre Waffen nicht rechtzeitig ergreifen. Den meisten wurden die Kehlen aufgeschlitzt, während sie noch mit den Muscheln hantierten, sie bluteten mit vollem Mund aus, denn alle Diener hatten Stahl mit an den Tisch gebracht.

»Nein! Nein!«, brüllte mein Vater und stieß mit einem Arm einen der Männer des Bettlerkönigs zurück, ohne sich um das Messer in seiner Schulter zu kümmern. Er zog sein Schwert und kletterte hinter der Sitzbank hervor.

»Lauf, Junge«, krächzte Govran. In seinem Hals klaffte ein tiefer Schnitt, aus dem Blut über den Tisch spritzte. Hinter ihm kam ein Krieger heran und rammte dem Stallmeister seinen Speer in den Rücken. Govran krachte auf die Tischplatte und rührte sich nicht mehr.

»Nein!«, hörte ich auch meinen Onkel schreien, blickte mich nach ihm um und sah, wie zwei Männer meiner Mutter die Kehle durchschnitten.

Ihre Finger verkrallten sich am Hals, als könnten sie diese schreckliche Wunde verschließen, ihr Blick voller Entsetzen.

Reunan der Töpfer, seine Frau Briaca und ihr Sohn Tudi saßen zusammengesunken auf der Bank. Govrans Frau Klervi schrie und zerrte am Heft des Messers in ihrer Brust, und Meven, der alte Majordomus meines Vaters, sah zum Dach der Halle auf. Ein bestialisches Grinsen schnitt sich durch seinen faltigen Hals. Überall um mich herum wurden Männer, Frauen und Kinder abgeschlachtet, und mitten in all dem Grauen sah ich den Bettlerkönig stehen, der sich selbstvergessen einzelne Muscheln aus einer Schüssel aussuchte und in den Mund schob.

»Balsant! Balsant!«, donnerte mein Vater, der drei Krieger auf einmal standhielt und mit seinem großen Schwert auf Männer einhackte, von denen er eigentlich wusste, dass sie es nicht wert waren, einer solch edlen Klinge zum Opfer zu fallen. Hinter ihm hieb Olier einen Mann entzwei, und bei ihnen waren noch zwei der besten Krieger meines Vaters, die sich nach Kräften wehrten. »Hierher, Jungel! Zu mir!«, schrie mein Vater und winkte mir mit einer Hand zu, während er einen weiteren Mann niederstreckte.

Eine Hand packte mich im Nacken. Die Finger bohrten sich tief in Sehnen und Fleisch, ich war gefangen wie ein Fisch in den Klauen eines Adlers. Ich sah das Messer kommen. Sah den Widerschein der Flammen in der Klinge. Ich werde Hand in Hand mit meiner Mutter das Jenseits erreichen, dachte ich.

Der Mann ächzte und stolperte an mir vorbei. Hector hieb abermals auf ihn ein, sein Gesicht zu einer Fratze des Schreckens erstarrt. »Zu Vater«, schrie er, und wir kletterten auf die Bank und liefen gebückt über den Tisch, während alle, die wir kannten, um uns herum starben. Die Luft in der Halle hatte längst den bestürzenden Eisengestank frischen Blutes angenommen.

